

**Blätter des Bundes der
Religiösen Sozialistinnen
und Sozialisten
Deutschlands e.V.**

1/07

**März 2007 · 60. Jahrgang
Einzelverkauf 6,- €**

Schwerpunktthema Judentum

**Reinhard Gaede
Für das Reich Gottes**

**Ulrich Peter
Die jüdische AG im BRSD**

**Werner Licharz
Martin Buber und Franz Rosenzweig**

**Christina Whitelaw
Netzwerk Spurensuche**

**Jadalla Shihadeh
Abrahams Herberge**

**Clemes Ronnefeldt
Israel und Palästina**

**Siegfried Böhringer
Armuts-Denkschrift und Synode der EKD**

**Ernst-Ulrich Huster
10 Jahre Sozialwort der Kirchen**

Rezensionen

**CHRISTIN
CHRIST UND
SOZIALISTIN
SOZIALIST**

CUS

KREUZ UND ROSE



IMPRESSUM

**CuS. Christin und Sozialistin/
Christ und Sozialist. Kreuz und Rose.**
Blätter des Bundes der Religiösen
Sozialistinnen und Sozialisten Deutsch-
lands, erscheint seit 1948.

Herausgeber:

Bund der Religiösen Sozialistinnen und
Sozialisten Deutschlands e.V., gegrün-
det 1919/1926

Vorstand:

Michael Bschorr, Reinhard Gaede,
Christian Gössling, Berthold Scharf,
Robert Wollborn

Redaktion:

Dr. Reinhard Gaede (v.i.S.d.P)
Wiesestr. 65, D-32052 Herford
Tel. 0 52 21/34 25 56
cus@brsd.de, reinhard-gaede@gmx.de
Michael Bschorr

Redaktions-Beirat:

Friedrich W. Bargheer, Blomberg
Heiko Bluhm, Lauffen a.N.
Maik Eisfeld, Hohenbergen
Fritz Hufendiek, Berlin
Elmar Klink, Bremen
Helmut Pfaff, Frankfurt
Wieland Zademach, Schwaig

CuS/BRSD im Internet:

www.BRSD.de

Webmaster:

Darius Dunker, Aachen

Erscheinungsweise vierteljährlich

Abonnements:

BRSD-Sekretariat, Michael Bschorr
Bobes Feld 14, 33818 Leopoldshöhe
Tel. 0 52 02/884 883, Fax 884 884
sekreatariat@brsd.de, MBschorr
@t-online.de

Preise:

Einzelpreis €6,-, Abo Inland €20,-
pro Jahr, Abo Ausland €23,-, Förder-
abo €25,- oder mehr. Kündigungen
werden zum Jahresende wirksam.
Bitte überweisen Sie den Betrag
jeweils zum Jahresbeginn an den
BRSD e.V., KD-Bank, BLZ 350 601 90,
Konto-Nr. 2 119 457 010
Internationale Überweisungen:
IBAN DE 15350601902119457010
BIC GENODED1DKD

Layout & Gestaltung:

acceptDESIGN, Hamburg
www.acceptDESIGN.eu

Druck:

Duckerei Hans Gieselmann, Bielefeld

ISSN 0945-828-X

Christ und Sozialist / Christin und Sozialistin

INHALT

Reinhard Gaede
Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz 6
Für das Reich Gottes. Die Botschaft von Leonhard Ragaz 8

Ulrich Peter
Die jüdische Arbeitsgemeinschaft im BRSD 13

Werner Licharz
**Martin Buber und Franz Rosenzweig
vor der hebräischen Bibel** 20

Christina Whitelaw
Netzwerk Spurensuche 25

Jadalla Shihadeh
Abrahams Herberge 30

Clemes Ronnefeldt
Israel und Palästina im Oktober 2006 34

Siegfried Böhringer
Die neue Armuts-Denkschrift der EKD 40

Ernst-Ulrich Huster
10 Jahre Sozialwort der Kirchen 46

Siegfried Böhringer
Die EKD-Synode vom 5.–9.11.06 48

Rezensionen

Reiner Bernstein
**Von Gaza nach Genf. Die Friedensinitiative
(Roland Kaufhold)** 51

Verena Böhling
**Straßenkinder in Lima
(Jürgen Schübelin)** 52

Leserbrief 55

Bundesnachrichten

**Glückwünsche zum 80. Geburtstag:
Dr. Erhard Eppler** 57
Einladung zum Kirchentag 58

Fotonachweis 59

Aus der Redaktion

Christentum und Judentum ist das Schwerpunkt-Thema des Hefts. Der jüdische Maler *Marc Chagall* zeigt in seinem Bild „Gelbe Kreuzigung“ 1943 Jesus am Kreuz und die aufgerollte Tora neben einander. Das brennende Europa des Zweiten Weltkriegs ist der Hintergrund seines Bildes. Verfolgung und drohende Vernichtung ist dargestellt, es brennt das osteuropäische jiddische „Schtetl“. Jesus von Nazareth, der Gekreuzigte, gehört auf die Seite der Opfer. Ein furchtbares Verbrechen war die von den Faschisten betriebene Vernichtung der Juden. Die Kirche muss bekennen, dass die damals lebenden Christen bis auf rühmliche Ausnahmen des Widerstandes von Einzelnen und Gruppen geschwiegen haben oder in furchtbarer Verblendung sogar an diesen Verbrechen beteiligt waren. Unsere Generation muss das Verhältnis von Christen und Juden neu gestalten. „*Dabru Emat*“, „redet Wahrheit“, Rabbiner in den USA und Kanada haben im Dezember 2000 anerkannt, dass „eine wachsende Zahl kirchlicher Gremien“ zur biblischen Wahrheit vom „unverändert gültigen Bund Gottes mit dem jüdischen Volk“ zurückgefunden hat und den „Beitrag des Judentums zur Weltkultur und zum christlichen Glauben“ würdigt (CuS 4/2000, S. 20-22). Die an Bildern und wertvollen Texten reiche Hauptvorlage der Evangelischen Kirche von Westfalen 1999 hatte das Wort des Apostels Paulus (Rm 11,2) als Titel: „*Gott hat sein Volk nicht verstoßen*“. Dem neuen Verhältnis von Juden und Christen ist dieses Heft verpflichtet. Zunächst freuen wir uns darüber, dass in vielen Regionen Deutschlands neues Leben in jüdischen Gemeinden wieder erwacht, vgl. www.juden.de. Nicht nur in großen Städten wie München entstehen neue Synagogen. Auch in mittleren Städten wie Herford wird der Neubau einer Synagoge geplant, vgl. www.jg-hf-dt.de.

Dieses Heft beginnt mit der Andacht „*Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz*“. Dann blicken wir durch historische Beiträge zurück auf das frühere Zusammenleben von Christen und Juden. Mein Beitrag über die Botschaft von *Leonhard Ragaz* vor und nach den Weltkriegen erinnert an seine Theologie und Politik, die zur Hoffnung und zum Handeln befreien konnte. In diese Zeit gehört auch *Alfons Eschenloh*s Zeugnis über Feindesliebe. Wer *Ulrich Peters* Beitrag liest, versteht den Namen „Religiöse Sozialisten“ besser. Die Gruppe der jüdischen Mitglieder gehörte hinzu. Wir wollen ihrer immer gedenken. *Werner Licharz* hat autobiographische Fragmente *Martin Bubers* auf sein Verständnis der Heiligen Schrift befragt, ebenso die Beilage seiner Übersetzung der „fünf Bücher der Weisung“ ins Deutsche und findet bei *Franz Rosenzweig* die Kategorien angemessener Übertragung. *Christina White-law* stellt uns Arbeitsweise und Ergebnisse von Schülerinnen und Schülern aus Bünde vor, die das Leben jüdischer Menschen bis zu ihrer Deportation und Ermordung erforschen und den Kontakt zu denen herstellen, die noch fliehen konnten und überlebten.



Helmut Pfaff, Friedrich Wilhelm Bargheer, Reinhard Gaede, Michael Bschorr, Elmar Klink, Fritz Hufendiek, Wieland Zademach

Pfarrer Jadallah Shihadeh hielt am 27.11.2006 in Herford einen Vortrag über die Abrahams Herberge in Beit Jala / Palästina. Er sieht Juden, Christen und Muslime als Kinder Abrahams durch Gottes Segen verbunden und hat mit seiner Gemeinde eine Stätte der Begegnung und Versöhnung geschaffen, vgl. auch www.abrahams-herberge.com.

Clemens Ronnefeldt gibt Eindrücke seiner Reise nach Israel und Palästina im Oktober 2006 wieder, die die Notwendigkeit von Initiativen für einen neuen Dialog zwischen Israelis und Palästinensern gemäß der Genfer Initiative 2003 anmahnen. Auch die Rezension des Buchs von Reiner Bernstein: „Von Gaza nach Genf“ durch Roland Kaufhold weist auf einen wichtigen Beitrag zur Lösung des Nah-Ost-Konflikts hin. Siegfried Böhringers Kommentare zur EKD-Denkschrift über Armut und zur EKD-Synode und Ernst-Ulrich Husters Artikel 10 Jahre Sozialwort der Kirchen nehmen uns mit in die aktuelle Debatte über Gerechtigkeit, an die schon unsere Presse-Erklärung (CuS 4/2006) anknüpfte. Prozesse der Entfremdung in Not und Armut nimmt Verena Böhling in den Blick. Ihr Buch über die Straßen- und Bandenkinder in Lima hat Jürgen Schübelin rezensiert.

Zum Bild „Gelbe Kreuzigung“ von Marc Chagall, S. 8:

„Indem Chagall Christus auf die Seite der Verfolgten stellt, ja ihn als Symbol für das Leiden des jüdischen Volkes wählt, rettet er ihn – und mit ihm das Christentum – vor und gegen so vieles in der christlichen Tradition. Ist bereits ein solches Nebeneinander von Christus und Tora für beide Seiten überraschend und provozierend, so geht es, sieht man genauer hin, um weit mehr. Chagall malt einen eindeutig jüdischen Christus. Er trägt das christliche Symbol des Heiligenscheins, aber er trägt ebenso die Symbole eines frommen Juden. Man erkennt die Tefillin, die Lederkapseln, die – beschrieben mit dem „Höre, Israel“ (Sch'ma Jisrael; 5. Mose 6,4ff) – beim Gebet mit Riemen um Stirn und linken Arm gebunden werden. Und das Lendentuch hat die traditionelle Gestalt und Farbe des Gebetsschals, des Tallith. Alle diese Symbole waren bereits zur Zeit Jesu in Gebrauch, und so ist es durchaus nicht abwegig, sich Jesus in dieser Weise vorzustellen. Neben- und nicht mehr gegeneinander gerückt, treten die Gemeinsamkeiten neu hervor. Denn die Tora ist ja Jesus in keiner Weise fremd. Mit und in ihr war er aufgewachsen, ihr hat er in der Bergpredigt unverbrüchliche Geltung zugesprochen (Mt 5,17ff.) Sie ist die Grundlage seiner Lehre und seines Handelns.

Dass Christentum und Judentum angesichts der – vom Christentum mit zu verantwortenden – Judenverfolgungen neu zusammenrücken, haben damals wenige so eindeutig gesehen.“ („Gott hat sein Volk nicht verstoßen.“ Hauptvorlage 1999. Evangelische Kirche von Westfalen zu Marc Chagalls Gelber Kreuzigung)

RESOCOUPON

Ich will kein Heft verpassen...

- ☐ Ich möchte *Christ und Sozialist – Christin und Sozialistin (CuS)* abonnieren. Und zwar:
- ☐ als **Inlands-Abo** zu 20 € pro Jahr inkl. Versand.
 - ☐ als **Auslands-Abo** zu 23 € pro Jahr inkl. Versand.
 - ☐ als **Förder-Abo** zu _____ € pro Jahr inkl. Versand.
- Kündigungen sind jeweils zum Jahresende möglich.

- ☐ Das oben angekreuzte Abonnement soll ein **Geschenk** sein. Bitte sendet die Hefte abweichend von der unten genannten Rechnungsanschrift an folgende Adresse:

Vorname: _____ Nachname: _____

Straße Nr.: _____

PLZ Ort: _____ Land: _____

Das Geschenk-Abo soll laufen: ☐ nur für ein Jahr. ☐ unbefristet.

Lesen genügt mir nicht. Ich will Mitglied werden!

- ☐ Ich möchte **Mitglied** werden im *Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands (BRSD) e.V.*
- ☐ mit normalem Beitrag von 46 € pro Jahr inkl. CuS-Abo.
 - ☐ mit ermäßigtem Beitrag von 25 € pro Jahr inkl. CuS-Abo.
(Der ermäßigte Beitrag gilt für Personen ohne oder mit nur geringfügigem Einkommen.)
 - ☐ mit Förderbeitrag von _____ € (mind. 50 €) pro Jahr inkl. CuS-Abo.

Das bin ich:

Vorname: _____ Nachname: _____

Straße Nr.: _____

PLZ Ort: _____ Land: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Bitte für Rückfragen angeben: Telefon: _____ Fax: _____

Bitte bei Mitgliedschaftsantrag angeben: Geburtstag: _____

Ich bin Mitglied in folgender Partei/Gewerkschaft/Initiative: _____ (freiwillige Angabe)

☐ Ich möchte von Zeit zu Zeit Infos erhalten an E-Mail: _____

Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz

Von Reinhard Gaede

Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. (Lukas 23,34)

Das erste Wort: Eine Bitte für die andern: Für die Spötter, für die Mörder, die Befehls-Empfänger, die Folterknechte, für die Schuldigen überall. Wer sagt das? Ein Leidender, ein Gefolterter, an Leib und Seele Verletzter. Er war entwürdigt worden. Peitschen, an denen Knochenstücke und Bleiklumpen hingen, hatten ihn zerschlagen. Einen Lumpenkönig, einen König mit Purpurmantel und Dornenkrone hatte die Soldateska aus ihm gemacht – ein Karneval des Terrors. All das ist der Auftakt für das Spiel mit Menschenleben in der Geschichte, für Vernichtung des Lebens. Von der Inquisition bis zur Vernichtung in Gaskammern. Der Mensch vergisst Solidarität mit dem Mitmenschen.

Aber am Kreuz das Gebet für die Unmenschen. Wer spricht? Im Sterben macht der Bergprediger sein Wort wahr: „Betet für eure Verfolger“. Feindesliebe, die nicht totzukriegen ist, Liebe Christi.

Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein. (Lukas 23,43)

Das zweite Wort: Trost für den Mitmenschen im Leid. Er, der Gefährte im Schmerz, wird zum Bruder. Was der Sohn Gottes in der Todesstunde noch versprechen und im Namen Gottes verschenken kann, gibt er ihm. Nicht einem Reichen, Mächtigen, in der Welt Hochgeehrten. Sondern einem als Verbrecher Verurteilten. Einem, der selbst zugeben musste: „Wir empfangen, was unsere Taten verdienen.“ War es ein Räuber? War es ein Befreiungskämpfer, ein Guerillero? Wir wissen es nicht. Jedenfalls ein Mensch, der sein Tun bereute. Der wusste, dass nur die Vergebung

Gottes ihm noch helfen konnte. Er wird der Letzte, mit dem der Gottessohn – außer mit seinem himmlischen Vater – noch redete. Ein armer, gefolterter Mensch wird Zeuge der Barmherzigkeit Christi. Zeuge dessen, was all den Armen, Verzweifelten, Leidenden versprochen ist, die in ihrer Todesstunde auf das Kreuz Christi schauen: Mit Christus im Paradies sein. In der Nähe Gottes, in seinem Garten sein wie Gott es von Anfang an wollte: Kind Gottes – unendlich würdig, geehrt, geliebt.

Frau, das ist dein Sohn! Siehe, das ist deine Mutter! (Joh. 19, 26.27)

Das dritte Wort. Zuwendung, Anrede an die Treuen. An Maria, die Mutter. An Johannes, den Freund und Schüler. Nicht immer waren diese Beiden treu an seiner Seite. Wie alle andern hat auch Johannes seinem Freund und Meister in der Stunde der Todesangst in Gethsemane nicht beigestanden und geschlafen. Und seine Mutter mitsamt der törichtchen Familie hatte Jesu Wort und Wirken nicht verstanden, hatte ihn für verrückt erklärt und wollte ihn wie ein unmündiges Kind wieder in ihre Obhut nehmen. All das ist vergeben. Der Sterbende selbst tröstet die, die um ihn Leid tragen. So, indem er eine neue Gemeinschaft stiftet: Der Mensch ist des Menschen Arznei. Der Mensch ist des Menschen Trost. Ein junger Mann verliert den Freund und findet eine Frau, die wie seine Mutter wird. Eine Mutter verliert ihren Sohn und findet einen jungen Mann, der sie wie eine Mutter braucht. In der Trauer helfen neue Aufgaben. Wenn der Tod kommt, ist Raum für Zärtlichkeit gegen Lebende. Christus am Kreuz stiftet die Gemeinschaft der Lebenden, die einander lieben.

Und um die 9. Stunde schrie Jesus laut: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? (Matth. 27,46)

Das vierte Wort: ein Schrei und ein Gebet. Der Gekreuzigte, leidender Gottesknecht, gemarterter Mensch fällt ein in die Worte des 22. Psalms. Über ihm hat die Gemeinde Jesu Martyrium beschrieben und gedeutet. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich schreie, aber meine Hilfe ist fern ... Meine Zunge klebt mir am Gaumen, und du legst mich in des Todes Staub. Der Bösen Rotte hat mich umringt. Sie haben meine Hände und meine Füße durchgraben.“ Schrei und Gebet. Leiden an der Verborgenheit Gottes. Für alle trägt er Einsamkeit im Tod. Und dennoch: Der angeklagte Gott ist zugleich Zufluchtsort. Anklage wandelt sich in Lob. Wie der Psalm endet in der Gewissheit: Einmal werden alle Menschen Gott verehren, so bleibt auch die Einheit zwischen Gott und dem Menschen Jesus erhalten. Und Gott gibt ihm zu Ostern Recht und Leben.

Mich dürstet (Joh. 19,28)

Das fünfte Wort, das schlichteste. Die Bitte um Hilfe. Der Gekreuzigte fleht um einen Schluck Wasser. Nach Folterung und letztem Gang das Ausharren am Kreuzesbalken. Mit zernagelten Gliedern, vom Erstikungstod bedroht, hat Jesus gesagt: Ich habe Durst. Er erhielt Essig. Zeichen der Verhöhnung wie der Hinweis des Evangelisten zeigt: Ps. 22,16.

Nach Ps. 69, 22 ist Galle beigemischt. Oder war der Essig leichter Wein, Getränk der armen Leute? Dann hatte ein Soldat ein wenig Mitleid. Wir wissen es nicht.

Es ist vollbracht! (Joh. 19,30)

Das sechste Wort. Der Tod ist nahe. Angeichts des Todes – das bestätigen Berichte von Menschen, die mit Hilfe von Medizin und Rettungsdiensten ins Leben zurück-

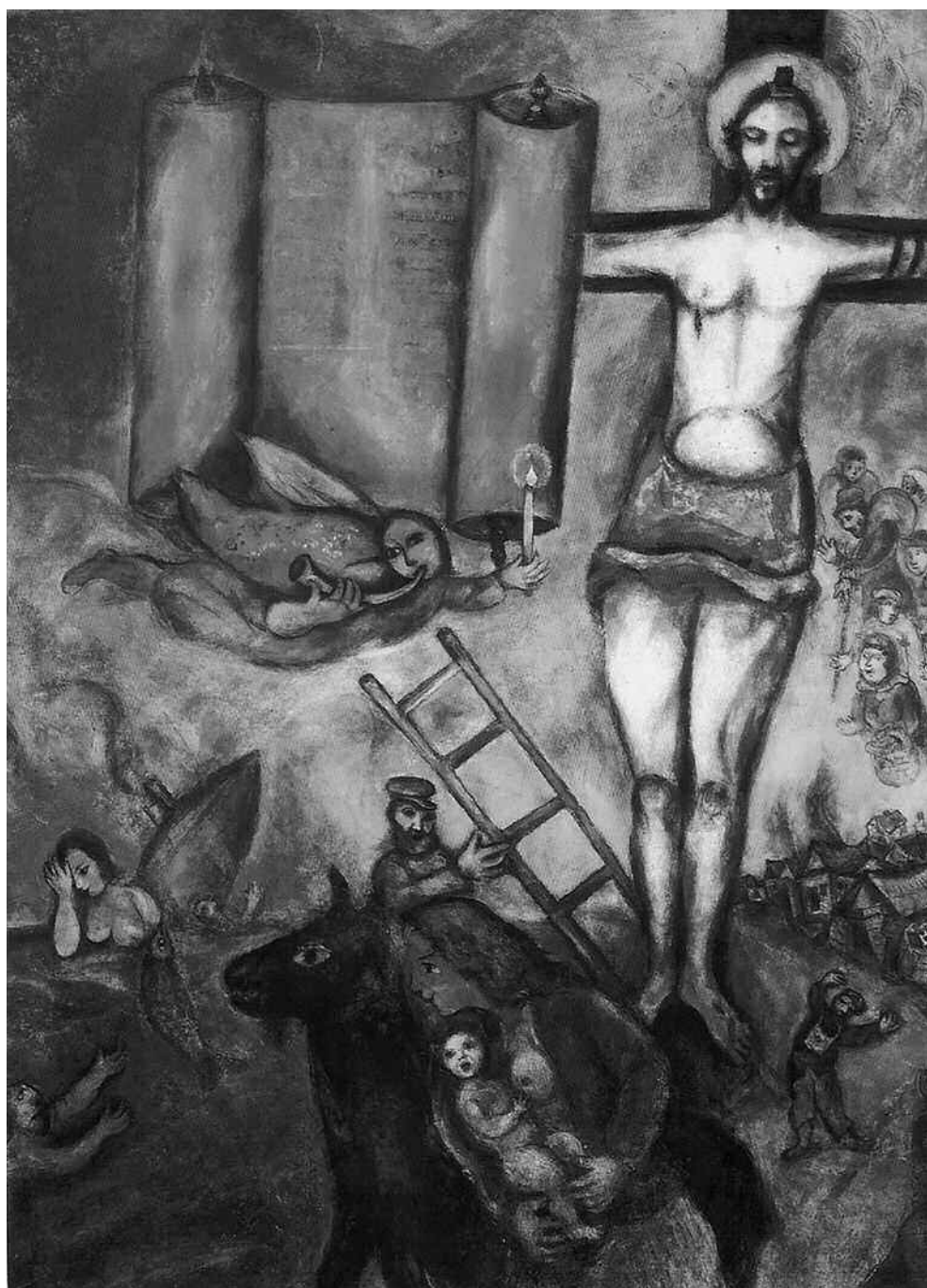
kehrten – erscheint noch einmal das ganze Leben vor dem geistigen Auge. „Vollbracht“ ist das Wort Jesu in Gehorsam zum Willen des Vaters. Die Liebe Gottes hat er zu den Menschen gebracht, hat seine Wahrheit offenbart und zum ewigen Leben Menschen berufen. Nun ist seine Sendung beendet. Er wird zu dem Vater im Himmel zurückkehren, der ihn entsandt hat. „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab.“ Also – das wird erläutert durch das Kreuz. Es ist das Zeichen der Versöhnung Gottes mit den Menschen, das Zeichen der Gemeinschaft unter den Berufenen. Gottes Nein zur Bosheit der Menschen. Gottes Ja als Ruf zu neuem Leben.

Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. (Luk. 23,46)

Das letzte Wort Jesu, wie das erste an den Vater gerichtet. Nun aber schon Abschied von der Erde und von diesem Leben, Wendung zum Himmel. Der Sterbende spricht Worte des 31. Psalms: „In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott.“ Dieser Gott, mit dem der Gekreuzigte spricht, hat mitgelitten. Gelitten an der Bosheit der Menschen, gelitten über den Schmerzen des Sohns. Er ist Teilhaber menschlicher Not.

Er ist allmächtig – und doch zugleich gebunden an seine Liebe. Dass die Bosheit des Menschen nur durch Liebe überwunden wird, ist das Geheimnis der Erlösung, das das Leiden des Vaters und des Sohnes einschließt. Und doch wird aus dem Tod neues Leben zu Ostern erwachsen. Das Geheimnis der Erlösung schließt auch Leben ein. Das Leben Christi und unser Leben.

Die Hände des Vaters bergen alles Leben, auch noch jenseits des Todes. Bergen unsere lieben Toten, einmal uns. Deshalb betet Christus für uns und mit uns: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Amen.



Für das Reich Gottes gegen Krieg und Faschismus

Die Botschaft von Leonhard Ragaz in den Neuen Wegen vor und nach den Weltkriegen

Von Reinhard Gaede

Von 1906 –1945 hat Leonhard Ragaz seiner Zeitschrift *Neue Wege* das Gepräge gegeben. (1)

Wie er in den Katastrophen seiner Zeit die Botschaft vom Reich Gottes verkündete und gleichzeitig unmenschliche Ideologien entlarvte, soll durch einige Streiflichter erhellt werden.

Das „Gericht“

Im August 1914, bei Beginn des Ersten Weltkriegs, trägt seine Andacht zu Luk 21, 21 die Überschrift „Das Gericht“ (2) Erschüttert sieht er das *Scheitern bisheriger Hoffnungen*: „Wo bleibt nun, wenn Millionen und Millionen von Menschen mit ihren dämonischen Werkzeugen des Mordes und der Zerstörung sich aufeinander stürzen, unsere Hoffnung auf eine erlöste und erhöhte Menschheit? Wo bleiben die Erwartungen, die sich an den Friedenskongress in Basel geknüpft haben? Wo bleibt der Sozialismus selbst?“ (3) Erschüttert erkennt L. Ragaz das Gericht Gottes über „Nationalismus und Militarismus, Egoismus und Mammonismus“. Es besteht darin, dass das Böse sich gleichsam austobt. Und doch ist es in seinem scheinbaren Sieg vor dem Kreuz, das „in der Mitte der Menschheitsgeschichte steht“, zugleich gerichtet. (4)

Hinter der Katastrophe der Welt und des Christentums erhebt sich aber das Gottesreich, noch nicht das vollendete, aber das „viel näher gerückte.“ (5) *Gott braucht Men-*

schen, die sein Reich tragen, so gewiss sein Geist bewirken kann, dass Menschen, welche die Hölle des Krieges erlebt haben, jetzt den Krieg hassen.

Nach der *Revolution in München* am 7. November 1919, der Proklamation des Freistaates Bayern unter der Regierung der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte mit Kurt Eisner (USPD), richtet L. Ragaz einen „*Gruß an das Neue Deutschland*“ (6) Zuversichtlich erwartet er, dass die Neuen Wege, die bald drei Jahre lang in Deutschland und Österreich verboten waren, wieder den Weg über den Rhein finden. Im Rückblick stellt er klar, nur ein Gegner des alten Systems gewesen zu sein, weil er „Deutschlands Unglück kommen sah“ (7) Jetzt aber hofft er auf gute Gespräche, ökumenische Arbeit, auf eine für Europa vorbildliche Neugestaltung des Landes. Im Dezember 1919 widmet er sich der Frage, wie ein *dauerhafter Friede* beschaffen sein muss. (8) Deutschland braucht „rücksichtslose Wahrhaftigkeit hinsichtlich der eigenen Schuld“ (9) Der *Völkerbund* – seine Verfassung wurde am 29. April 1919 in der Vollversammlung der Pariser Friedenskonferenz angenommen – solle durch Vergebung und Versöhnung ein neues Verhältnis der Völker schaffen. Die Völker selbst „müssen den Frieden machen“, darin sollen sich alle einig werden. (10)

Das Hakenkreuz über Deutschland

Die Hoffnungen von L. Ragaz bezüglich der Gründung einer demokratischen und sozialistischen Republik haben sich, wie wir

wissen, nicht erfüllt. Am 30. Januar 1933 beruft Reichspräsident Paul von Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler. L. Ragaz reagiert sofort auf die *Machtergreifung der Nationalsozialisten*. Im Februarheft trägt die Andacht zu Neh. 4, 12 den Titel „Schwert und Kelle“. (11) Kelle ist das Symbol für den Bau am Gottesreich, Schwert das Symbol für den Kampf mit den Waffen des Geistes. In seiner Reihe „Zur Weltlage“ (12) sieht L. Ragaz den Aufstieg Hitlers zum Reichskanzler im Zusammenhang einer „Weltverfinsterung“ und sagt „dämonische Stürme“ voraus. Er notiert *Koalitionen* der „ostpreußischen Junkerkaste“ und Paul von Hindenburgs, der Großindustriellen, der Deutschnationalen unter Alfred Hugenberg mit Adolf Hitler, dessen Partei sich eben noch zu zersetzen schien. Er dokumentiert die „Gewalttaten“ zu Beginn des NS-Staates: Auflösung des Reichstags, der preußischen Kommunalvertretungen, die Lügen der Propaganda über die Demokraten als so genannte „Novemberverbrecher“.

Das Märzheft beginnt mit einer Andacht zu Matth. 16, 15-28 „Cäsarea Philippi“ (13) Dem Hakenkreuz, der „unerlösten Natur des Menschen“, der nach Sieg, Macht und Ehre strebt, stellt L. Ragaz das Kreuz gegenüber. Kreuzesnachfolge, der „Kampf für Gottes Sache“, für „das Gute und Rechte“ kann Niederlagen einschließen, „unverständlich und bitter“. Aber im Leiden, dessen Tiefe und Höhe das Kreuz bezeichnet, tritt „alles Göttliche rein hervor. (14) „Friedensbewegung, Sozialismus, Freiheit und Demokratie“ muss in den „heiligen Schatten des Kreuzes zurück“. (15) Es vernichtet die gefälschten Kreuze, ist insofern Rettung. Im äußeren Untergang stellt Christus seine Gemeinde auf den Felsen, den die Pforten der Hölle nicht mehr erschüttern können.

Die Worte seiner Predigt für seine Zeit tragen den Prediger selbst. Denn in seiner Reihe „Zur Weltlage“ muss er „das Furchtbarste“

aussprechen (16): Über Deutschland steht jetzt das Hakenkreuz statt des Kreuzes Christi. L. Ragaz reagiert jetzt auf den *Reichstagsbrand* vom 27. Februar 1933 und die folgende NS-Propaganda, die er eine „*Verbindung von Verbrechen und Lüge*“ nennt. Er dokumentiert die Gleichschaltung der Presse – auch die Druckerei und Adressen-Sammlung des „Religiösen Sozialisten“, des Organs des BRSD, ist zerstört –, den „*Mordsturm*“, die Zerschlagung der Gewerkschaften, die Verwüstung jüdischer Läden und Schändung der Synagogen durch das Hakenkreuz, die Beendigung des Föderalismus, die Schwäche der Abwehr, das Schweigen oder die verharmlosenden Reden kirchlicher Vertreter. Weil bewaffnete Gegenwehr zwecklos wäre, bleiben nur „Gandhis Methoden“, also der zivile Widerstand. Sozialismus, Pazifismus und Demokratie „müssen sich im Leiden reinigen und erneuern, müssen neu aufbrechen.“ (17)

Schon im April 1933 sieht L. Ragaz mit dem „Sieg des Hitlertums“ „eine furchtbare Kriegsgefahr“ voraus (18) Das letzte Wort dieses Geistes der NS-Bewegung „heißt Krieg. Man will ihn vielleicht nicht für heute, aber für morgen. Und wenn man ihn nicht bewusst wollte, so käme er doch ... Ein Vorstoß in den Korridor oder nach Polnisch-Oberschlesien ist sozusagen jeden Augenblick möglich. Ebenso eine Erklärung des vollzogenen Anschlusses. Beides aber bedeutet Krieg. Ebenso ist dieser auf der Linie: Kampf gegen Russland möglich. In allen diesen Fällen ist die Katastrophe da.“ (19) Prophetische Worte, die sich schon sechs Jahre später erfüllten. Die Oster-Andacht in diesem Heft hat den Titel „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?“ (20) Für Deutschland sieht L. Ragaz einen Weg von Karfreitag bis Ostern voraus: „Friede, Freiheit, Gerechtigkeit sind jetzt noch in Todesdunkel gehüllt, ins Grab gelegt.“ Aber das Erdbeben wird kommen, Gott kann den Stein wegwälzen. „Wenn die Ostersonne

aufgeht, werden Freiheit, *Frieden, Gerechtigkeit, Sozialismus* auferstehen.“ (21)

Die *Religiös-Sozialen* in der Schweiz haben vielen Menschen die Flucht ermöglicht, Juden und Sozialisten beschützt, für ihre Aufnahme in der Schweiz geworben, Bedenken in Furcht vor den Nazis zerstreut. Auch als die Neuen Wege 1940 unter Vorzensur gestellt wurden wegen ihres klaren antifaschistischen Kurses, hat L. Ragaz das Blatt drucken und illegal verbreiten lassen. Es hat religiöse Sozialisten auch in Deutschland getröstet und gestärkt.

1945 hat er die Befreiung vom Faschismus erlebt.

„Reich Gottes für diese Welt“

Am 6. Dezember hat er noch seine *Andacht zu Weihnachten* über Luk. 2, 14 geschrieben und ist in der Nacht zum 7. Dezember entschlafen. Die Andacht ist ein schönes Schlusswort seiner Theologie geworden. Diese hat die Menschen zur Hoffnung und zum Handeln befreit. Ihr Thema war: *„Das Reich Gottes ist zwar gewiss nicht von dieser Welt, aber es ist für diese Welt.“* (22) Immer wieder musste er sich gegen Angriffe der Konservativen, aber auch der Dialektischen Theologie verteidigen, er vermische Gotteswerk und Menschenwerk. Doch falsche Alternativen wies er zurück: *„Beides ist wahr, dass Gott es allein tut, und dass er nichts tun will und kann ohne uns. Man darf sagen, der Mensch habe so große Vollmacht, dass einige wenige treffliche Menschen und Führer es vermöchten, die Welt zum Frieden zu bringen, und man kann ebenso gut sagen, auch die gewaltigste und lauterste Menschenkraft vermöge nichts, wenn Gott nicht seinen Creator spiritus wehen lasse.“* (23)

„Die Weihnachtsdreiheit“

Die Redaktion hat, ihn zitierend, der Andacht den Titel *„die Weihnachts – Dreiheit“* gegeben. (24) *„Ehre sei Gott in der Höhe“* – Im

Fehlen der Furcht Gottes sieht L. Ragaz den Grund für Verfall und „dämonische Frechheit“ unter den Menschen. Noch nötiger als „Kohle und Brot“ im Winter brauchen die Menschen, „dass sich die Ehre Gottes als Glanz auf die Erde senke, als Glanz für jede Seele, auch die geringste, als Glanz auf die Gemeinschaft, als Glanz auf die Schöpfung. Aus diesem Glanz heraus entsteht aus der verwüsteten die erneuerte Welt.“

„Friede auf Erden“ – Der politische, soziale, religiöse, und „nur in Verbindung damit, der Seelenfriede des Einzelnen“ ist gemeint. (25) Friede besteht und entsteht, „wo die rechte Ordnung ist.“ Die aber „stammt aus Gott.“ Zerstört wurde die Ordnung durch „die Selbstsucht“, das „Urelement des Abfalls von Gott“. Ihr Symbol ist die *Atombombe*. Wie die „von Gott losgekommene Weltanschauung die lebendige Natur in tote Atome zerlegt“, so hat sich „die Menschenwelt in Atome zerlegt.“ „Nötiger als Brot und Kohle“ ist uns, dass wir wieder die Ordnung Gottes erkennen und anerkennen, dass wir das heilige Recht wiederherstellen, das Recht des Menschen, das Recht der Natur, das Recht der Seele gegen die Technik, das Recht Gottes gegen den Mammon. Aus dieser Wiederherstellung der Ehre Gottes in seiner Ordnung und seinem Recht glänzt der Friede auf.“

„Und den Menschen ein Wohlgefallen“ – „Unter den Menschen des Wohlgefallens“ – so heißt es eigentlich. Aber Ehre Gottes und Friede auf Erden sind nur möglich, „wenn der Mensch Wohlgefallen am Menschen hat“. Auch das ist „nötiger als Kohle und Brot“ (26) „Ohne die Freude des Menschen am Menschen, ohne die Ehre, die wir, sicher von Gott aus, dem Menschen geben, können wir keine Friedenswelt und keine Welt der sozialen Gerechtigkeit aufbauen.“ Ohne diese „weihnachtliche Dreieinigkeit“ ist der „Zerfall der Welt in Chaos, Hölle und Tod unaufhaltsam... Nur wenn sie wieder zur Geltung

kommt, kann die neue Welt aufgebaut werden. Hier muss die fundamentale Revolution ansetzen, ohne die alle anderen Revolutionen, so gut und notwendig sie an sich sein mögen, den Zerfall in sich tragen.“ (27) Und wie kommt die *fundamentale Revolution* in Geltung? Nur durch Christus. „Denn in ihm erscheint die *Macht der Liebe*, welche den ganzen Egoismus der Welt niederwerfen kann...Sie hat den Blick ...für das heilige Recht des Menschen, besonders auch des Schwachen und Geringen...in ihm ist ja Gott selbst in der Verbindung seiner Heiligkeit und Liebe in die Menschenwelt gestellt...In ihm können wir den Menschen nicht nur ehren, sondern auch lieben.“ (28) Durch ihn fällt der Glanz Gottes auf jeden Menschen. „Er fällt auch auf den Geringsten und auch auf den Verlorensten. In ihm, aus ihm können wir jenes Wohlgefallen am Menschen schöpfen, aus dem wir die Welt des Gottes- und Menschenrechtes, die Welt der Gerechtigkeit und des Friedens erhoffen, erwarten und aufbauen können. Immer wieder schöpfen wir, ermüdet, enttäuscht, vielleicht angeekelt oder erbittert, aus ihm Kraft, Mut und Freudeigkeit dazu.“ (29)

Mögen alle, die das 100jährige Bestehen der Neuen Wege feiern, im Sinne der letzten Worte ihres großen Redakteurs Kraft und Freudeigkeit im Dienst für das Reich Gottes finden! (30)

(1) Sein Biograph Markus Mattmüller hat im September 1978 auf einer Tagung des Bundes der Religiösen Sozialisten Deutschlands (BRSD) in Bergisch Gladbach seine herausragende Rolle für den Religiösen Sozialismus in der Schweiz und in Deutschland gewürdigt, *Christ und Sozialist. Blätter des BRSD* 1981, 2, S. 5–24

(2) *Neue Wege. Blätter für religiöse Arbeit* (NW) 1914, August, S. 298–304

(3) *ibid.*, S. 298. Über den sozialistischen Friedenskongress in Basel 1912 vgl. M. Mattmüller:

Leonhard Ragaz und der religiöse Sozialismus. Eine Biographie, Bd. II, Zürich 1968, S. 3–17

(4) *NW. ibid.*, S. 300

(5) *ibid.*, S. 303

(6) *NW* 1918, November, S. 574–578

(7) *ibid.*, S. 576

(8) *Wo stehen wir? Zur Lage.* *NW* 1918, Dezember, S. 626–637

(9) *ibid.*, S. 629

(10) *ibid.*, S. 633

(11) *NW* 1933, Heft 2, Februar, S. 49–52

(12) *ibid.*, S. 74–89

(13) *NW* 1933, Heft 3, März, S. 97–103

(14) *ibid.*, S. 99

(15) *ibid.*, S. 100

(16) *ibid.*, S. 116–137

(17) *ibid.*, S. 126

(18) *Zur Weltlage* *NW* 1933, Heft 4, April, S. 174–196

(19) *ibid.*, S. 194

(20) *ibid.*, S. 146–150

(21) *ibid.*, S. 150

(22) *Kommende Gemeinde* 1929, 3/4, S. 30

(23) *ibid.*, S. 31

(24) *NW. Blätter für den Kampf der Zeit*, Heft 12, Dezember 1945, S. 617–624

(25) *ibid.*, S. 619

(26) *ibid.*, S. 621

(27) *ibid.*, S. 622

(28) *ibid.*, S. 623

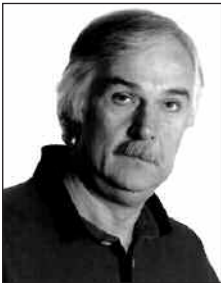
(29) *ibid.*, S. 624

(30) Dieser Artikel steht als Gruß an die Schweizer Bewegung auch in der Festaussgabe zum 100 jährigen Bestehen der Neuen Wege Nr. 10/11 2006, S. 330–333

Die jüdische Arbeitsgemeinschaft im BRSD*

Von Ulrich Peter

„Auch ein *Bund jüdischer Sozialisten* hat sich gebildet. Da innerhalb der jüdischen Gemeinden die Frage des Sozialismus nicht zu solch intensiven Auseinandersetzungen geführt hat wie innerhalb der christlichen Kirchen, tritt er nicht in gleicher Weise hervor wie die anderen Teile der Bewegung. Wichtig und beachtenswert ist seine Existenz auf jeden Fall, ebenso, dass er innerhalb des weiteren Rahmens der Bewegung ganz eng und gleichberechtigt mit den andern Gruppen zusammenarbeitet. Der ‚Bund religiöser Sozialisten in Deutschland‘ ist zugleich eine Art Dachorganisation für all diese Bünde“.



Ulrich Peter

Als *Emil Fuchs* 1932 diese Darstellung veröffentlichte, bestand dieser „Bund jüdischer Sozialisten“, wie sich die jüdische Arbeitsgemeinschaft des BRSD nannte, bereits drei Jahre. Sie hatte ihre Wurzeln in *Berlin* und hier auch ihre stärkste Verankerung. Das Berlin der Weimarer Republik war „das Zentrum der Juden Deutschlands und des deutschsprachigen Judentums in Europa ... mit 170.000 Juden, ... mit Hunderten von jüdischen Gemeinden und Institutionen und mit Vertretern aller religiösen und politischen Richtungen des Judentums“ (Monika Rischarz).

1925 lebte etwa ein Drittel der deutschen Juden in Berlin. Während die bürgerlichen Juden in Charlottenburg, Tiergarten, Wilmersdorf und Schöneberg lebten („In Charlottenburg gab es damals mehr jüdische Anwälte, Ärzte und Journalisten als im eigentlichen Berlin“.), 1. lebte das jüdische Proletariat vor allem im Bezirk Mitte. Das Scheunenviertel nordwestlich des Alexanderplatzes beherbergte vor allem ostjüdische Zuwanderer aus Polen. Die Berufsstruktur der Berliner Juden ergab, dass 1925 44% vom Handel lebten, 27% in Handwerk und Industrie beschäftigt waren und der Anteil der Akademiker und Beamten 11% betrug.

Die politische Differenzierung der jüdischen Bevölkerung entsprach diesen sozialen und kulturellen Unterschieden. Die (ost-) jüdischen Proletarier hatten ihre Arbeiterorganisationen mitgebracht, wie etwa den „Jüdischen Arbeiter-Bund“, der den Großteil der jiddisch sprechenden Arbeiter erfasste und den sozialdemokratisch-zionistisch ausgerichteten „Poale Zion“. Die assimilierten Juden hatten nach der Revolution 1919 ihre Vertretung überwiegend in der linksliberalen DDP gefunden. „Es ist geschätzt worden, dass 1920 etwa 60% der deutschen Juden die DDP wählten“. 2. Daneben konnte die SPD auf zahlreiche jüdische Wählerstimmen rechnen. Liberale und Sozialdemokraten waren historisch die Parteien gewesen, die die jüdischen Emazipations-Bestrebungen unterstützt hatten. Mit der Zersetzung des Linksliberalismus wuchs die Rolle der SPD als Hoffnungsträger der jüdischen Bevölkerungskreise.

„Es ist geschätzt worden, dass vor 1930 bis zu einem Viertel der Juden sozialdemokratisch wählte, und nach dem Ende der DDP

suchte wahrscheinlich mehr als die Hälfte der jüdischen Wähler Halt bei der SPD“ (M. Richarz).

In der SPD bekleideten jüdische Intellektuelle schon traditionell wichtige Funktionen. Zu nennen sind hier u.a. Karl Kautsky, Eduard Bernstein, Rudolf Hilferding und Paul Levi. 1933 waren noch 10 jüdische Sozialdemokraten im Reichstag vertreten. Hierbei ist zu bedenken, dass der Atheismus der Arbeiterbewegung auch vor den jüdischen Sozialisten nicht Halt machte.

„Die meisten aktiven jüdischen Sozialisten waren Akademiker bürgerlicher Herkunft, die sich religiös und sozial nicht mehr als Juden verstanden, sondern als Teil der sozialistischen Bewegung.“ (Richarz)

Das Verhältnis der jüdischen Bevölkerung zur SPD war ein qualitativ anderes als das des protestantischen Bürgertums. Dieses entkrampftere Verhältnis bildete sich auch in den jüdischen Gemeinden und ihren Vertretungen ab. 1922 wurde in Berlin der „Preussische Landesverband jüdischer Gemeinden“ gegründet, der mehr als zwei Drittel der deutschen Juden umfasste. In Groß-Berlin traten bei der *Gemeindewahl* der jüdischen Gemeinde mehrere konkurrierende Listen auf. So 1926 Listen der Konservativen, die ein Mandat errangen; der Liberalen (10 Mandate); der Jüdischen Volkspartei, wozu u.a. die Berliner zionistische Vereinigung und der Verband der Ostjuden gehörten (8 Mandate); Religiöse Mittelpartei (2 Mandate) und Poale Zion, die 1 Mandat knapp verfehlte (Jüd. Jahrbuch für Großberlin 1926, Hg. J. Jacobson/ J. Segall), Christliche Welt 12/1926). Auf mehreren dieser Listen kandidierten SPD-Funktionäre, die jeweils versuchten, die jüdischen VORWÄRTS-Leser zu mobilisieren. So kandidierte der populäre Berliner Funktionär Oskar Cohn für die Poale Zion und der SPD-Stadtrat Herzberg, der auf der liberalen Liste

kandidierte, schaltete gar eine Wahlanzeige im VORWÄRTS.

Gute Beziehungen zwischen Christen und Juden waren auch in Berlin eher die Ausnahme. Die Pfarrer des BRSD sind hier besonders als positive Beispiele zu nennen. Nachdem am 5. und 6. November 1923 die Berliner Faschisten im vor allem von den sog. Ost-Juden bewohnten Berliner Scheunenviertel randaliert hatten (das erste *Berliner Pogrom* in der Weimarer Republik!), führten am 20.11. 1923 mehrere Berliner Organisationen im Scheunen-Viertel eine Protestkundgebung durch, die von einigen Tausend Menschen besucht wurde. Hauptredner waren *Otto Nuschke* (Reichstagsabgeordneter der DDP, zur Zeit der DDR, Vorsitzender der CDU) und der führende religiöse Sozialist *Hans Francke*. *Emil Felden*, Bremer BRSD -Pfarrer und häufiger Gast in Berlin, war Verfasser von Anti. Anti. Blätter zur Abwehr-Tatsachen zur Judenfrage, die von dem in Berlin ansässigen jüdischen Philo-Verlag von „1924-1932, in sieben ständig verbesserten und aktualisierten Auflagen und in 30.000 Exemplaren“ herausgegeben wurde. BRSD-Pfarrer wie *Piechowski* waren gern gesehene Referenten bei Veranstaltungen jüdischer Organisationen. Als 1930 die Deutsche Liga für Menschenrechte in der Tagespresse einen von 50 nicht-jüdischen Deutschen unterzeichneten Aufruf gegen den Antisemitismus veröffentlichte (Unterzeichner waren u.a. Thomas Mann und Gerhart Hauptmann) waren unter den Unterzeichnern mit *Pfarrer August Bleier*, *Emil Felden* und *Minister Grimme* immerhin drei prominente BRSD-Mitglieder. Zusätzlich hat es Berührungspunkte zwischen christlichen und jüdischen Sozialisten in der SPD und nahe stehenden Organisationen wie dem „Reichsbanner“ gegeben.

Die Herausbildung einer eigenständigen „Arbeitsgemeinschaft (AG) jüdischer Sozialisten“ begann Ende 1928 in Berlin. Am 8.2.

1929 bereits schrieb *Karl Thieme*, dass für die Zeitschrift für Religion und Sozialismus (ZRS) Artikel der jüdischen Sozialisten zu erwarten seien. Offiziell existierte die AG seit April 1929. Auf der Vorstandssitzung des preußischen BRSD-Landesvorstandes „wird von der Gründung eines Bundes jüdischer Sozialisten berichtet, der mit dem BRS in Arbeitsgemeinschaft stehen wird“. Diese Gründung erschien dem BRSD so bedeutsam, dass er sogar den befreundeten ausländischen Organisationen mitgeteilt wurde. Der *Menschenkämpfer*, Organ des Bundes religiöser Sozialisten Österreichs berichtete.

Die Konsolidierung der AG dauerte allerdings länger als geplant. Die Geschäftsstelle des BRSD teilte Ende Juli 1929 mit: „Die jüdischen religiösen Sozialisten ... wollen sich, nachdem sich die Schwierigkeiten einer Eingliederung in den Bund gezeigt haben, zunächst selbst einmal organisatorisch zusammenschließen und in dauerndem Zusammenhang mit dem Bund ihre besondere Arbeit leisten. Die Adresse des Vertrauensmannes der jüdischen religiösen Sozialisten ist *Alexander Szanto*“.

Aufgrund der sozialdemokratischen Akzeptanz in der jüdischen Gemeinde, wurden bei den Wahlen keine besonderen Listen der jüdischen AG des BRSD aufgestellt. Bei den Wahlen zum Landesverband jüdischer Gemeinden 1930 kandidierten BRSD-Mitglieder deshalb auf verschiedenen Listen. „Im Landesverband sind unsere Genossen auf Seite der Liberalen und der Zionisten und vertreten stark unsere sozialistischen Richtlinien“, schrieb Frau *H. Vorreuter* im Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes, Nr. 12, 1931. Bei dieser Wahl wurde u.a. *Alexander Szanto*, der für die Liberalen kandidierte, gewählt. Allein die Poale Zion grenzte sich von den religiösen Sozialisten ab und behauptete einen „grundsätzlichen Unterschied zwischen den

Bünden der religiösen Sozialisten und der Poale Zion“.

Der theologische Pluralismus der Arbeitsgemeinschaft jüdischer religiöser Sozialisten bildete sich auch in der internen Diskussion ab, die in Ermangelung eines eigenen Organs in der ZRS geführt wurde. 1929 konnte Szanto hier „Sozialistische Strömungen im Judentum“ vorstellen und feststellen, „dass zwar der religiös-sozialistische Gedanke auch im jüdischen Lager marschiert, daß man aber von einer Klärung der Anschauungen, von einer Einigung der verschiedenen Richtungen noch recht weit entfernt ist. Der jüdische orthodoxe Sozialist, dem das Religiöse alles ist, der zionistische Sozialist, der sich in erster Linie als Nationaljude fühlt, der sozialistische Jude, dem das Bekenntnis zur internationalen Arbeiterbewegung über alles geht – sie stehen sich vorläufig noch fremd und misstrauisch gegenüber.“

Für Szanto war jüdischer religiöser Sozialismus realiter nur auf dem Boden des theologischen Liberalismus denkbar: „Von größerer Bedeutung erscheinen die neuartigen Tendenzen auf dem äußersten linken Flügel des jüdischen Liberalismus, die in letzter Zeit sich immer mehr nach der religiös-sozialistischen Seite hin kristallisieren. ... Sie äußern sich ... als Gegenbewegung gegen eine ausgesprochen reaktionäre Grundeinstellung der zeitweise zur Herrschaft gelangten zionistisch-orthodoxen Führung in der Berliner Gemeinde.“

Demgegenüber scheinen außerhalb Berlins auch orthodoxe Juden zur AG gehört zu haben. *Max Rosenbaum* aus Leipzig beschäftigte sich in der ZRS unter dem Titel „Jüdische Orthodoxie und Sozialismus“ mit der von ihm positiv beantworteten Frage „Kann ein orthodoxer Jude den Sozialismus als Gottes Gebot ansehen?“. Das Übergewicht der Liberalen in der AG macht auch der Artikel des Dortmunder Rabbiners *Kurt Wilhelm* über

„Judentum und Sozialismus“ deutlich, der explizit das Ziel der Assimilation vertrat. Die jüdische AG blieb auf wenige Mitglieder beschränkt. Alexander Szanto nannte bereits 1931 den wichtigsten Grund: „Dass die geschilderten Tendenzen ... nicht jetzt schon zu einer Absplitterung und Bildung einer eigenen religiös-sozialistischen Organisation geführt haben, liegt an den ... erwähnten Gründen, die gerade in Deutschland mit seiner starken antisemitischen Gefahr den auf größere Solidarität gerichteten Bestrebungen im jüdischen Lager förderlicher waren, als den auf eine weitere Differenzierung hinzielenden“.

Über Alexander Szanto, die treibende Kraft bei der Bildung der jüdischen AG im BRSD, soll ein Lebenslauf folgen:

Alexander Szanto
Persönliche Biographie

Alexander Szanto wurde 1899 in Budapest geboren. Sein Vater Samuel war Schildermaler von Beruf. Er schreibt: „Ich stammte aus einer weitgehend assimilierten ungarisch-jüdischen Familie. [Ich] war ... schon als kleines Kind nach Deutschland gelangt, wohin meine Eltern aus wirtschaftlichen Gründen auswanderten. Meine Schulbildung (Realgymnasium bis zum Abitur) genoss ich in Berlin. ... Von der Schulbank weg zum Kriegsdienst einberufen (1917), kehrte ich von dort, unter dem Einfluss der Kriegserlebnisse, als überzeugter Pazifist, Antimilitarist und Humanist zurück. ... Ich war damals blutjung, arbeitete als freier Journalist für links stehende Zeitungen in der Reichshauptstadt und in der Provinz sowie als Stenograph für die Tagungen von Gewerkschaftsverbänden, Vereinigungen und Organisationen“. (Das Leo-Baeck Institut New York hat seinen Bericht aufbewahrt.)

1923–1933 nimmt er als Stenograph die Sitzungen der Repräsentantenversammlung der

Jüdischen Gemeinde Berlins auf und 1925–1930 auch die Verbandstage des „Preussischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden“. 1933 übernimmt er die Leitung der Finanzabteilung der „Wirtschaftshilfe“, einer bedeutenden Selbsthilfeeinrichtung der Jüdischen Gemeinde Berlin. Dort war er bis Ende 1939 tätig. Im Dezember 1939 wurde der 1934 von den Nazis ausgebürgerte und für staatenlos erklärte Szanto aus Deutschland ausgewiesen. Von 1939 bis 1956 lebt er in Ungarn und flüchtet am 3. Dezember 1956 mit seiner Frau nach Österreich. Von dort reist er nach kurzem Aufenthalt nach England weiter. Dort arbeitete er in London und später in Manchester in jüdischen Anwaltsbüros und als Zeitungsjournalist. In Manchester ist er 1972 gestorben.

Der Sozialist Alexander Szanto:

Nach dem 1. Weltkrieg fand Szanto den Weg zur sozialistischen Bewegung. „Parteipolitisch schloss ich mich der Sozialdemokratie an, deren Programm und deren aktuelle Zielsetzungen mir am ehesten zusagend erschienen. Der marxistischen Doktrin allerdings stand ich mit starken Vorbehalten gegenüber, die im Laufe der Zeit immer stärker wurden.“

Daraus jetzt zu schließen, dass Szanto „dem rechten Parteiflügel angehörte“, erscheint mir verkürzt und wird auch durch die Praxis seiner Politik nicht gedeckt. Auch seine sporadische Mitarbeit an der revisionistischen Zeitschrift „Die Glocke“ widerspricht dem nicht. Er schrieb im VORWÄRTS und war freier Korrespondent anderer SPD-Organen in „Dortmund, Kiel, Magdeburg, Brandenburg“. Da er daneben auch für fortschrittliche jüdische Blätter schrieb, war er in der SPD seitens der Freidenker Angriffen ausgesetzt, bis die Pressekommission der Berliner SPD seine Mitarbeit an religiösen Presseorganen ausdrücklich gestattete. 1928 druckte der

VORWÄRTS Auszüge aus einer neuen Schrift Szantos über den serbischen Verschwörer Apis ab, dessen Geheimbund „Schwarze Hand“ 1914 das Attentat von Sarajewo organisierte. VORWÄRTS-Redakteur Hermann Wendel reagierte darauf mit einem Totalverriss der Schrift, worauf Szanto seinerseits mit einer Anti-Kritik reagierte: In den Jahren nach 1930 „... habe ich als einfaches Mitglied der SPD an der Kleinarbeit in der politischen Agitation teilgenommen, bin in den Reihen des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold landauf-landab gezogen, habe ... Versammlungsreden gehalten, Artikel geschrieben oder Flugzettel verbreitet, habe alle damit verbundenen Risiken auf mich genommen (in einer Saalschlacht in der Hasenheide wurde ich ernstlich verwundet, die Fenster meiner Wohnung wurden dreimal von Nazis eingeworfen, unmittelbar nach der Machtergreifung wurde ich verhaftet.“

Der religiöse Sozialist

Religiös beheimatet war Szanto auf dem „linken Flügel des jüdischen Liberalismus“ und wurde deswegen Mitglied der Berliner Reformgemeinde in der Johannisstraße. Szanto war entschiedener Gegner des Zionismus, den er publizistisch massiv bekämpfte. Unter anderem veröffentlichte er 1930 im „Verlag Aufklärung und Fortschritt“ eine Schrift mit dem programmatischen Titel „Der Zionismus – eine nationalistische und reaktionäre Utopie“. Charakteristisch für seine Synthese der SPD-Position „Religion ist Privatsache“ und der Assimilationsforderung des liberalen Judentums ist der Schluss dieser Broschüre auf. „Nicht in der Absonderung, sondern in der Anpassung liegt das Heil des Judentums. Mit der Angleichung des jüdischen Proletariats an die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft aller Länder, mit seiner Einschaltung in die Bahnen des internationalen Klassenkampfes wird bereits das Judenproblem in

seinem wesentlichsten Kern der Lösung zugeführt. Die Bewahrung der jüdischen Religion braucht dadurch nicht berührt zu werden. Sie bleibt der privaten Sphäre des Einzelnen überlassen und aus ihr kann Wertvolles für die individuelle Lebensgestaltung ersprießen. Als Kollektivwesen aber gehört der Jude nicht seiner imaginären Nation, sondern der Allgemeinheit an“.

Im August 1929 bildet sich in Berlin der „Aktionsausschuss deutscher Juden“ als Gegengewicht zu den zionistischen Bestrebungen. Zu diesem sehr heterogenen Ausschuss gehörten neben der Reformgemeinde die meisten Organisationen der jüdischen Intelligenz sowie „radikale Pazifisten und religiöse Sozialisten“. Das Manifest, das dann im September 1929 in der Presse erschien, war maßgeblich von Szanto formuliert worden.

Seit Anfang 1929 war er die treibende Kraft bei der Bildung der „Jüdischen Arbeitsgemeinschaft im BRSD“, als deren Vertrauensmann er fungierte. 1930 kandidierte er auf der liberalen Liste zum „Verbandstag des preussischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden“ und wurde als Delegierter gewählt. Bis zur Auflösung des BRSD ist er Leiter der jüdischen religiösen Sozialisten geblieben. Daneben publizierte in der ZRS.

Er gehörte zur *BRSD-Bezirksgruppe „Süd-West“* in Kreuzberg. In diesem Bezirk wohnten „rund 6.000 Kreuzberger, die bei der Volkszählung 1933 erklärten, jüdischen Glaubens zu sein, ... knapp 2% der Bevölkerung“. Szanto scheint der einzige Jude in dieser Bezirksgruppe gewesen zu sein, die sich ihm gegenüber im März 1933 solidarisch erwies. So blickte er zurück: „Wohl aber haben ... christliche sozialdemokratische Arbeiter mich, beziehungsweise meine Angehörigen geschützt, indem sie sich in den Tagen meiner Verhaftung meiner alten Eltern annahmen und mir später unter Gefahr für ihre eigene

Sicherheit bei dem erzwungenen überstürzten Umzug in eine andere Wohnung halfen“.

Bilanz und Rückschau

Nach seiner erzwungenen Rückkehr nach Ungarn im Dezember 1939 erlebt Szanto nach- und nebeneinander, was es heißt staatenlos, Jude, religiöser Sozialist und Sozialdemokrat zu sein.

„Ich erlebte Böses. Meine ungarische Staatsangehörigkeit wurde nicht anerkannt; Internierungslager, Verfolgung, Zwangsarbeit erwarteten mich. Ungarn, das im Zeitpunkt meines Eintreffens noch neutral gewesen war, trat 1941 in den Krieg ein und die Zustände verschlimmerten sich für die Juden zusehends, bis sie 1944 einen Tiefpunkt erreichten, der zur physischen Vernichtung von zwei Dritteln der ungarischen Judenheit führte. Während dieser Schreckenszeit und während des darauffolgenden Terrors der kommunistischen Herrschaft, die für mich als Sozialdemokraten weitere Verfolgung bedeutete, hatte ich mich im wesentlichen auf eine Kunst zu beschränken: auf die Kunst des Überlebens. Im Dezember 1956, nach dem kurzlebigen ungarischen Freiheitskampf gegen die Moskowiter, flüchtete ich mit meiner Frau durch den Eisernen Vorhang ... Es waren fast auf den Tag genau siebzehn Jahre verflossen, seitdem ich die Grenze mit illegalen Papieren vom Westen nach Osten gekreuzt hatte. Jetzt überschritt ich sie – wiederum illegal – vom Osten nach Westen. Zwischen diesen beiden Zeitpunkten lagen Jahre der Verfolgung durch ungarische und deutsche Nazis, Jahre der Verfolgung durch Kommunisten, Jahre des Untergrundlebens – 1945 wartete der aus der „Judenkompanie“ geflüchtete Szanto im belagerten Budapest auf das Eintreffen der Roten Armee, und 1950–1953 lebte er illegal, um von eben dieser nicht gefaßt zu werden – viele Monate der Internierung und der Zwangsarbeit – diese Zwangsarbeit mußte er

u.a. in einer sog. „Judenkompanie“ der ungarischen Armee leisten. Diese Kompanien wurden seit 1941 im Rahmen der 2. ungarischen Armee aufgestellt und an der Ost-Front eingesetzt, um dort dezimiert zu werden. – Alles in allem 17 Jahre, die dem Leben verloren gingen. Immerhin – glücklicher als viele andere Leidensgenossen habe ich überlebt.“

Westfälische Mitglieder

In der AG gab es Juden unterschiedlicher theologischer Richtung. Das tatsächliche Übergewicht der Liberalen in der AG machte u.a. der ZRS-Artikel des Dortmunder Rabbiners Kurt Wilhelm über „Judentum und Sozialismus“ deutlich, der explizit das Ziel der Assimilation vertrat.

Dr. Kurt Wilhelm war bis zu seiner Emigration nach Palästina Rabbiner der liberalen Gemeinde in Dortmund gewesen und Mitarbeiter der „Jüdischen Arbeitsgemeinschaft im Bund der religiösen Sozialisten.“ In der ZRS veröffentlichte er 1933 einen lesenswerten Aufsatz über „Judentum und Sozialismus.“ Er wurde Ende der dreißiger Jahre Rabbiner der von deutschen Juden gegründeten liberalen Jerusalemer Gemeinde „Emeth we Emunah.“ Hierüber berichtete Schalom Ben Chorin 1988. Wilhelm veranstaltete zusammen mit *Martin Buber* in dieser Jerusalemer Synagogen-Gemeinde am 4.2.1946 nach dem Tod des führenden Schweizer religiösen Sozialisten Leonhard Ragaz eine Ragaz-Gedenkfeier. Dies wurde berichtet in „Neue Wege“, April-Heft 1946. Weitere Daten enthält der Beitrag von Almuth Jürgensen: „Geb. 1900 in Magdeburg. 1919 – 1923 Ausbildung am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau. 1925 Rabbiner in Braunschweig und von 1929 an Rabbiner in Dortmund. 1937 Jerusalem, 1948 Oberrabbiner von Schweden und Honorarprofessor der Universität Frankfurt.“ Zu Wilhelm siehe auch meine Darstellung: „Kreuz und Quer – aber nicht bei Ragaz!“ in: CuS, Nr. 2/1996.

Daneben gab es im BRSD-Landesverband Westfalen auch noch andere jüdische Mitglieder. Hier ist vor allem der Dortmunder Rabbiner *Dr. Appel* zu nennen. (Seine Biographie ist dargestellt in Högl, Günter (Hg.) „Widerstand und Verfolgung in Dortmund 1933 – 1945. Katalog zur ständigen Ausstellung des Stadtarchivs Dortmund in der Mahn- und Gedenkstätte Steinwache.“ Dortmund 1992.) „Rabbiner Dr. Ernst Appel (lebte) 1884 – 1973). Dr. Ernst Appel kam 1927 nach Dortmund, wo er bis 1937 als Rabbiner tätig war. Der liberale, antizionistisch eingestellte Gemeindevorsteher engagierte sich in leitender Funktion bei der Herausgabe des ‚Jüdischen Gemeindeblattes für Dortmund und Umgebung‘ sowie als Dozent für Religion, Philosophie und Pädagogik. Zusammen mit seiner Frau Marta (1894 – 1985) organisierte er u. a. die Sozialbetreuung der Gemeindeglieder. Trotz wachsenden Drucks, den insbesondere auch die Töchter in der Schule verspürten, und der ständigen Überwachung der Gemeindearbeit durch die Gestapo blieb der Rabbiner in Dortmund aktiv. Im April 1937 wurden beide Ehepartner verhaftet, als die Gestapo die Märkische Freimaurerloge auflöste, deren Vorsitz Appel innehatte. Nach ihrer Freilassung floh die Familie einen Monat später nach Holland und emigrierte von dort zu Verwandten in die USA. Hier war Ernst Appel noch bis 1969 als Rabbiner tätig.“ (Weitere Daten enthält der Beitrag von Almuth Jürgensen in: Barbian/Brocke/Heidt, Juden im Ruhrgebiet). Ernst Appel, geb. 1884 in Hamburg. 1902 – 1904 Ausbildung am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau. 1910 Rabbiner in Bingen. Von 1927 an in Dortmund. 1941 Emigration in die USA.

Im Landesverband der jüdischen Gemeinden und ihrer Repräsentanz waren weitere religiöse Sozialisten aktiv. Mitglied war die Bocholterin *Jeanette Wolf*, die zugleich für den jüdischen Frauenbund in Deutschland und

den Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens aktiv war. „Ich war Vorstandsmitglied und Redner im Reichsmaßstab.“ (Zu ihrer Biographie vgl. die Darstellung von Arno Herzig in: Faulenbach, Bernd/Günther Högl/Karsten Rudolph (Hg.). „Vom Außenposten zur Hochburg der Sozialdemokratie. Der SPD-Bezirk Westliches Westfalen 1893 – 1993.“ Essen 1993.)

Allerdings kam es in Rheinland-Westfalen nicht zu einer separaten Organisation religiös-sozialistischer Juden. Der Organisator der Reichs-AG Alexander Szanto nannte bereits 1931 in der ZRS den wichtigsten Grund. „Dass die geschilderten Tendenzen ... nicht jetzt schon zu einer Abspaltung und Bildung einer eigenen religiös-sozialistischen Organisation geführt haben, liegt an den ... erwähnten Gründen, die gerade in Deutschland mit seiner starken antisemitischen Gefahr den auf größere Solidarität gerichteten Bestrebungen im jüdischen Lager förderlicher waren, als den auf eine weitere Differenzierung hinielenden.“

** Ulrich Peters Beitrag ist Teil seines Buchs „Der Bund der religiösen Sozialisten in Berlin von 1919–1933“. Europäische Hochschulschriften. Reihe XXIII. Theologie, Bd. 532, Peter Lang Verlag, Frankfurt/M, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien, und seines Buches „Christuskreuz und rote Fahne. Der Bund der religiösen Sozialisten in Westfalen und Lippe während der Weimarer Republik. Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte“, Hg. B. Hey, M. Benad, M. Brecht, W.H. Neuser, M. Stiewe, im Auftrag des Landeskirchenamtes der Ev. Kirche von Westfalen und des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, Band 24. Der Beitrag ist im Anmerkungsenteil gekürzt. Nähere Auskünfte erteilt gerne der Autor.*

Dr. Ulrich Peter, Jahrgang 1952, Theologe, Pädagoge, lehrt an einer Berufsschule in Berlin.

Martin Buber und Franz Rosenzweig vor der hebräischen Bibel

**Martin Buber: Glauben Sie an Gott? Mit Furcht und Zittern
an die biblischen Texte herangehen**

Von Werner Licharz

Martin Buber hat in seiner kleinen Schrift „*Begegnung, Autobiographische Fragmente*“ Texte zusammengestellt, die aus unterschiedlichen Lebenszeiten des Philosophen entstanden sind und die einen eigentümlichen Freimut atmen. Einmal berichtet er von einem Gespräch mit einem, wie er es nennt, „edlen alten Denker“. Das Edle in der Philosophie dieses Mannes hatte sich Buber einige Jahre vorher bei einem Vortrag eingeprägt. Buber schreibt: „Damals hatte es mich freudig überrascht, wie der Mann mit den stahlgrauen Locken uns zu Beginn seiner Rede ersuchte, alles zu vergessen, was wir von seinen Büchern her über seine Philosophie zu wissen glaubten. In den letzten Jahren – und das waren Kriegsjahre gewesen – sei ihm die Wirklichkeit so nahe gerückt, dass er alles habe neu besehen und dann eben auch neu bedenken müssen“. So sehr hatte offenbar die Begegnung mit diesem Menschen Buber beeindruckt, dass er beim Aufschreiben dieses Gesprächs ausrufen konnte: „Altsein ist ja ein herrliches Ding, wenn man nicht verlernt hat, was anfangen heißt“. Buber berichtet dann von einem Gespräch am Morgen, wo er im Hause dieses Mannes über der Korrektur eines Buches sitzt, das bald gedruckt werden soll. Sein Gastgeber spricht ihn auf dieses

Buch an und fragt mit leidenschaftlicher Stimme: „Wie bringen Sie das fertig, so Mal um Mal Gott zu sagen? Wie können Sie erwarten, dass Ihre Leser das Wort in der Bedeutung aufnehmen, in der Sie es aufgenommen werden wissen wollen? Was Sie damit meinen, ist doch über alles menschliche Greifen und Begreifen erhoben, eben dieses Erhoben sein in Ihnen. Aber indem sie es aussprechen, werfen Sie es dem



Werner Licharz

menschlichen Zugriff hin. Welches Wort der Menschengruppe ist so missbraucht so befleckt, so geschändet worden wie dieses! All das schuldlose Blut, das um es vergossen wurde, hat ihm seinen Glanz geraubt. All die Ungerechtigkeit, die zu decken es herhalten musste, hat ihm sein Gepräge verwischt. Wenn ich das Höchste Gott nenne, kommt mir das zuweilen wie eine Lästerung vor.“ Buber überlegt einen Augenblick, was er seinerzeit wohl auf diese eindrucksvollen Worte und Fragen

geantwortet hat. Er kommt seinem Gesprächspartner entgegen, indem er ihm zugesteht, dass Gott wohl das Beladenste aller Menschenworte sei. Aber gerade deshalb dürfe man auf dieses Wort nicht verzichten. Wenn auch die Geschlechter der Menschen immer wieder mit ihren Religions-Parteiungen das Wort zerrissen hätten, wenn sie dafür getötet hätten und dafür gestorben seien, wenn es ihrer aller Fingerspur und ihrer aller Blut trage, so müsse man sich doch fragen, wo man ein Wort finden könne, das ihm gliche, um das Höchste zu bezeichnen. Nein, für den Gott, den Buber aus der Hebräischen Bibel sprechen, ihn ansprechen hört, gibt es kein anderes Wort. „Ihn meine ich ja, ihn, den die höllengepeinigten, himmelstürmenden Geschlechter der Menschen meinen. Gewiss, sie zeichnen Fratzen und schreiben Gott darunter; sie morden einander und sagen: „Im Namen Gottes“. Aber wenn aller Wahn und Trug zerfällt, wenn sie ihm gegenüber stehen im einsamsten Dunkel und nicht mehr Er, er sagen, sondern Du, du seufzen, Du, du schreien sie alle das Eine, und wenn sie dann hinzufügen Gott, ist es nicht der wirkliche Gott, den sie alle anrufen, der Eine Lebendige, der Gott der Menschenkinder? Ist nicht Er es, der sie hört? Der sie erhört? Und ist nicht eben dadurch das Wort Gott, das Wort des Anrufs, das zum Namen gewordene Wort, in „Allen Menschensprachen geweiht für alle Zeiten“? Buber will all jene verstehen, er will sie hören, die das Wort Gott nicht mehr in den Mund nehmen können, weil sie sich gegen das Unrecht und den Unfug auflehnen, die sich so gern auf die Ermächtigung durch Gott berufen. Aber er plädiert leidenschaftlich dafür, dieses Wort nicht preiszugeben. Ich denke, so kann jemand nur sprechen und argumentieren, der in täglicher, leiden-

schaftlicher Suche den Anruf Gottes aus der biblischen Tradition und aus gegenwärtiger Wirklichkeit zu erlauschen bereit ist, und, so gut es geht, seine Antwort gibt.

Von einer anderen Begegnung erzählt Buber, bei der es zu der Frage kam: Glauben Sie an Gott? Es ist das Jahr 1914, kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges. Buber empfängt in seiner Wohnung in einem Berliner Vorort einen alten Bekannten, *Revend Hechler*, den er fünfzehn Jahre zuvor als einen Freund der zionistischen Bewegung kennelernt hatte.

Hechler hatte Buber überrascht, als er präzise ankündigte, dass im Jahr 1914 ein Weltkrieg ausbrechen würde. Er hatte seine zeitlichen Angaben für dieses Ereignis aus dem Daniel-Buch errechnen wollen. Als Hechler sich wieder von Buber verabschiedet, und er mit ihm noch ein Stück Weges geht, kommt es zu der oben genannten Frage. Buber antwortet, Hechler brauche sich keine Sorgen zu machen. Aber die Frage Hechlers arbeitete weiter in Buber: „Wenn an Gott glauben bedeutet, von ihm in der dritten Person reden zu können, glaube ich nicht an Gott. Wenn an ihn glauben bedeutet, zu ihm reden zu können, glaube ich an Gott ... Der Gott, der diese Stunde der Menschengeschichte, diese da vor dem Weltkrieg Daniel so vorzuwissen gibt, dass er ihren festen Platz im Zug der Zeiten bestimmen kann, ist nicht mein Gott. Der Gott, zu dem Daniel in seinem Leid betet, ist mein und aller Gott“. Und so hat Daniel gesprochen:

„Jetzt aber mein Herr, unser Gott, der Du mit starker Hand Dein Volk aus dem Land Ägypten geführt hast und hast Dir einen Namen gemacht wie an diesem Tag, wir haben gesündigt, wir haben gefrevelt, – mein Herr, all Deinen Bewährungs gemäß kehre sich doch Dein Zorn und Deine Glut ab von Deiner Stadt Jerusalem, dem

Berg Deiner Heiligung, denn durch unsere Sünden und durch die Verfehlungen unserer Väter sind Jerusalem und Dein Volk zum Spott geworden für alles rings um uns her. Jetzt aber höre, unser Gott auf das Gebet Deines Knechts und auf sein Gunsterflehen und lasse Dein Antlitz leuchten über Dein Heiligtum, das verstarbt ist, um meines Herrn willen, neige mein Gott Dein Ohr und höre. Öffne Deine Augen und sieh unsere Starrnisse an, die Stadt, über der Dein Name gerufen ist! Denn nicht auf unsere Bewährungs hin lassen wir unser Flehen vor Dich fallen, sondern auf Dein großes Erbarmen hin.

Mein Herr, erhöhe! Mein Herr, verzeih! Mein Herr, vernimm und tu! Säume nicht um deinetwillen, mein Gott. Denn Dein Name ist über Deiner Stadt und über Deinem Volk gerufen. (Daniel, Kapitel 9, in der Verdeutschung von Martin Buber)

In einem letzten Beispiel aus den autobiographischen Fragmenten erzählt Buber, wie er mit einem Toratreuen über einen Text streitet. Buber ist der Meinung, dass er den Samuel-Text, in dem die dynastische Herrschaft König Saul entzogen wird, weil er den besiegten Amalekiter-Fürsten am Leben gelassen hat, nicht verstehen und als Gotteswort hören könne. Schon seit seiner Kindheit habe ihm dieser Text furchtbar zu schaffen gemacht, so dass er nicht glauben konnte, dass dies eine Botschaft Gottes sei. Buber schildert, wie erschrocken der toratreue Jude seine Antwort entgegennahm und immer wieder nachfragte, ob Buber es auch wirklich so meine. Im Laufe des Gesprächs zeigt sich allerdings, dass auch der toratreue Jude ähnliche Probleme mit dem Text hatte. Was tue ich, wenn ich einen Text zu übersetzen und zu interpretieren habe, der meinem Gottesverständnis diametral entgegen ist?

Ich denke, dass die Überlegungen, die Buber hier anstellt, für jeden Bibel-Leser wichtig werden können: "Der Mensch ist so erschaffen, dass er verstehen kann, aber nicht verstehen muss, was Gott ihm sagt. Gott gibt den erschaffenen Menschen den Nöten und Ängsten nicht preis, er leiht ihm den Beistand seines Wortes, er spricht zu ihm, er spricht sein Wort zu. Der Mensch aber horcht nicht getreuen Ohrs auf das ihm Zugesprochene, er vermengt schon im Hören Himmelsgebot und Erdensatzung miteinander, Offenbarungen des Seienden und die Orientierungen, die er sich selber zurechtmacht. Von diesem Tatbestand sind auch die Heiligen Schriften der Menschen nicht ausgenommen, auch die Bibel ist es nicht. Es geht also darum, dass man diese oder eine andere biblische Erzählung auch missverstehen kann, es geht darum, dass in dem Werk der Kehlen und Griffel, aus denen der Text der Hebräischen Bibel entstanden ist, sich wieder und wieder Missverstehen ans Verstehen heftete, Hergestelltes sich mit Empfangenem verquickte. Wir haben kein objektives Kriterium für die Scheidung, wir haben einzig den Glauben – wenn wir ihn haben. Nichts kann mich an einen Gott glauben machen, der Saul bestraft, weil er seinen Feind nicht ermordet hat."

Wichtig ist, dass ich in der Schwebe zwischen Gotteswort und Menschenatz mit Furcht und Zittern an den Text herangehe. Es wird hier etwas von der Freiheit deutlich aber auch von der Freimütigkeit, mit den biblischen Texten umzugehen. Erst das Leben mit diesen Texten vermag offenbar zu solch einem freien Umgang zu führen. Historisch-kritische Forschung, die sich unsere Studenten aneignen müssen, reicht allein nicht aus. Gibt es Hilfen, um sich bereits im Studium in das Meditieren der Texte und in das gemeinsame Lernen und

Leben einzuüben? Ich meine: verantwortliches Reden von Gott beginnt mit einem verantwortlichen Umgang mit den biblischen Texten. Verantwortlicher Umgang ist auf jeden Fall existentieller Umgang, ist Hören und Antworten, ist der Dialog im Wissen darum, dass Gott den Menschen sucht, und der Mensch Gott braucht. Zum 30. Todestag Martin Bubers habe ich gemeinsam mit dem Buber-Haus in Heppenheim einen Studientag veranstaltet, bei dem das große Werk der *Verdeutschung der Hebräischen Bibel* uns neu ins Bewusstsein gebracht werden sollte. Wir wollten versuchen, den Teilnehmern einen existentiellen Zugang zu Buber'schen Texten zu vermitteln.

In der Beilage zum ersten Band der *Verdeutschung* gibt uns Buber einen Einblick in das Erkenntnisinteresse, von dem er gemeinsam mit Franz Rosenzweig ausgegangen ist: „Ein Doppeltes hebt die Schrift, das sogenannte Alte Testament, von den großen Büchern der Weltreligionen ab. Das eine ist, dass Ereignis und Wort hier durchaus im Volk, in der Geschichte, in der Welt stehen. Was sich ergibt, begibt sich nicht in einem ausgesparten Raum zwischen Gott und dem Einzelnen, über diesen hin geht das Wort an das Volk, das hören und verwirklichen soll ... Das Heilige dringt in die Geschichte ein, ohne sie zu entrechteten ... Das Heilige dringt in die Natur ein, ohne sie zu vergewaltigen. Der lebendige Gott will begeistern und beleben; will, dass Geist und Leben einander finden, dass Geist sich ins Leben gestalte, Leben aus Geist sich kläre; er will, dass die Schöpfung sich aus sich vollende. Dieses Willens und des gebotenen Dienstes am lebensverbundenen Geist Zeugnis will das Alte Testament sein. Fasst man es als religiöses Schrifttum, einer Abteilung des abgelösten Geistes zugehörig, dann versagt es, und dann muss man

sich ihm versagen. Fasst man es als Ausdruck einer Leben umschließenden Wirklichkeit, dann fasst man es, dann erfasst es einen.“

(Martin Buber, *Zu einer neuen Verdeutschung der Schrift*. Beilage zum ersten Band. Die fünf Bücher der Weisung, Heidelberg 1987, S. 3f.)

Buber legt in diesem Zusammenhang Wert darauf festzustellen, dass der moderne Mensch heute die Glaubenssicherheit der biblischen Menschen weithin eingebüßt habe, sodass ihm die Unmittelbarkeit zum Text als gesprochenem Wort nicht mehr auf direktem Weg möglich sei. Zu erwarten sei aber eine Glaubens-Aufgeschlossenheit und eine wirkliche Hörbereitschaft. Der heutige Mensch könne sich dem Buch gegenüber aufschließen, sich von dessen Strahlen treffen lassen, wo sie ihn eben treffen; der moderne Mensch kann sich ohne Vorbehalt und ohne Vorwegnahme hergeben und sich erproben lassen.

Das war auch unsere Hoffnung für die Bildungsarbeit des Studientages: dass wir uns aufschließen und zu empfangenden Gefäßen des lebendigen Geistes werden, der hinter den einzelnen Schriftworten in schöpferischer Dialogik ansprechen will. Franz Rosenzweig hatte bereits bei der Übersetzung der Hymnen und Gedichte Jehuda Halevis Kategorien einer angemessenen Übertragung hebräischer Texte ins Deutsche erarbeitet, die später für die gesamte Bibel maßgebend wurden. Rosenzweig erkannte: „Die schöpferische Leistung des Übersetzens kann nirgends anders liegen als da, wo die schöpferische Leistung des Sprechens selber liegt ... Der Übersetzer macht sich zum Sprachrohr der fremden Stimme, die er über dem Abgrund des Raums oder der Zeit vernehmlich macht. Wenn die fremde Stimme etwas zu sagen

hat, dann muss die Sprache nachher anders aussehen, als vorher. Dieser Erfolg ist das Kriterium für die pflichtgemäß ausgeführte Leistung des Übersetzers“. Die Bibel also darf keineswegs nur als Schrifttum verstanden werden, das gesprochene Wort darf seine Lebendigkeit nicht verlieren, denn die Bibel entstand als Gespräch, als Dialog; Lebendiges Wort Gottes an den Menschen, Wort des Menschen an Gott, Wort der Menschen vor Gott.

Bis zu seinem Tod im Jahr 1929 hat Franz Rosenzweig entscheidende Impulse in das gemeinsame Projekt mit Martin Buber eingebracht. Von da an musste Buber das Werk allein vollenden.

(Franz Rosenzweig, Jehuda Halevi, Fünf- und neunzig Hymnen und Gedichte, Ges. Schriften IV, 1. Bd. Sprachdenken, The Hague/Boston/Lancaster 1983, S. 3)

Im Februar 1961, als der letzte Satz der Hebräischen Bibel übersetzt war, hat Buber einige Freunde in seine Wohnung in Jerusalem eingeladen, um dem Abschluss dieses großen Werkes einen würdigen Rahmen zu geben. Bei der Feierstunde hat Bubers langjähriger Freund *Gershom Scholem* geschichtsträchtige Worte gesprochen: „Als Rosenzweig und Sie sich an dieses Unternehmen machten, gab es ein deutsches Judentum, in dem Ihr Werk eine lebendige Wirkung, eine Aufrüttelung und Hinführung zum Original bewirken konnte ... Ob Sie es nun bewusst wollten oder nicht, Ihre Übersetzung ... war etwas wie das Gastgeschenk, das die deutschen Juden dem deutschen Volk in einem symbolischen Akt der Dankbarkeit noch im Scheiden hinterlassen konnten ... Aber es ist anders gekommen ... Für wen wird diese Übersetzung nun bestimmt sein, in welchem Medium wird sie wirken? Die Juden, für die Sie übersetzt haben, gibt es nicht mehr ... Die deutsche Sprache selber hat sich in dieser Generation tief verwandelt

... und nicht in der Richtung jener Sprachutopie, von der Ihr Unternehmen so eindrucksvolles Zeugnis ablegt“.

(G. Scholem, *Judaica I*, Frankfurt/M., 1963, S. 214f.)

Prof. Dr. Werner Licharz, geb. 1938 in Düsseldorf; Studium der Theologie. Philosophie. Pädagogik und Religionsphilosophie in Mainz, Bonn und Darmstadt; Promotion: Die Bildungspolitik des deutschen Bildungsrates.

Arbeit und Berufsweg: Gemeindepfarrer, Studentenpfarrer, Studienleiter an einer Ev. Akademie, Gastdozent an der Hebräischen Universität Jerusalem, Religionslehrer an einem Gymnasium, Honorarprofessor an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt, Vorstandsmitglied und ständiger Lehrbeauftragter an der Universität des 3. Lebensalters in Frankfurt.

Auszeichnungen: Korczak-Medaille der Internationalen Korczakgesellschaft 1983; Den Menschen zugewandt leben. Festschrift für Werner Licharz, Osnabrück 1999.

Ausgewählte Publikationen: „Martin Buber auf dem schmalen Grad schöpfungsgläubiger Humanität. Martin Buber in und um die Zeitschrift ‚Die Kreatur‘“, in: Josef Hainz (Hg.), Abschied vom Gott der Theologen, Heppenheim 2000; „Hebräischer Humanismus und dialogische Existenz, Martin Bubers Erbe für unsere Zeit“, in: Wieland Zadernach (Hg.), Reich Gottes für diese Welt- Theologie gegen den Strich, Wallrop 2001; „Leo Baeck, Judentum und Christentum, Bubers Impulse für den Dialog zwischen Juden und Christen, Franz Rosenzweig, Jüdisch-christlicher Dialog“, in: Herausforderungen, Mainbernheim 2002. Edition: Mitherausgeber einer sechsbändigen Werkausgabe von Leo Baeck, Gütersloh 1998–2003.

Spurensuche nach der ehemaligen Synagogengemeinde Bünde

Von Christina Whitelaw

Die Spurensuche unserer *Arbeitsgemeinschaft (AG) des Gymnasiums am Markt* beschäftigt sich mit der ehemaligen Synagogengemeinde in Bünde. Bis jetzt haben die Mitglieder eine *Wanderausstellung* über das Leben der Bänder Juden vor und nach 1938 hergestellt, die ständig erweitert wird, drei *Dokumentationen* in Heftform, und eine *dramaturgische Darstellung* einiger Schicksale produziert. Zur Zeit wird ein Dokumentarfilm vorbereitet.

Hauptsächlich jedoch fanden und finden Dialoge und *Begegnungen* mit jüdischen und nichtjüdischen *Zeitzeugen* statt, die es möglich machen, wenn nicht traumatische historische Erfahrungen aufzuarbeiten, wenigstens zum ersten Mal diese Erfahrungen öffentlich anzusprechen.

Der Anfang

Die Projektidee der Gruppe Netzwerk (ca. 12 Schüler/innen von der Klasse 6 bis zur Oberstufe) war ursprünglich, eine Übersetzung (in die englische Sprache) der Geschichte der Synagogengemeinde Bünde als Vorbereitung einer Wandzeitung für unsere Partnerschulen in Dänemark und Schottland anzufertigen. Dieses schien notwendig, da britische oder dänische Schüler/innen oft von den Bänder Schülern/innen keine Auskunft bekamen, wenn sie wissen wollten, was in unserer Stadt in der Nazizeit geschehen war.

Während einer *Projektwoche* zum Thema Europa im Herbst 1999 hatten wir die Gelegenheit, diese peinliche Wissenslücke zu füllen.

Es stellte sich jedoch heraus, dass am Ende der Woche unsere eigenen Bedürfnisse nach Information noch nicht befriedigt waren, und so treffen wir uns immer noch, als AG.

Die Schüler und Schülerinnen wollten herausfinden, wie die Bänder Juden lebten, wo sie lebten, mit wem sie spielten. Unser Ausgangspunkt war die Frage „Wer war Berta Bloch?“ Den bisherigen Forschungen nach war sie die älteste Tochter dieser Familie und wurde mit 16 Jahren in Auschwitz ermordet (1).



Christina Whitelaw

Uns interessierte, wo sie zur Schule ging, welche Interessen sie hatte, wie ihre Persönlichkeit war.

Menschen mussten also gesucht werden, die sich an sie erinnern konnten. Während der ganzen Projektwoche wurde unter den eigenen Verwandten und in den Nachbarschaften gefragt. Am nächsten Tag wurde darüber in der Gruppe berichtet. Die Auswertung der Ergebnisse in der Gruppe waren aus zwei Gründen eine große Überraschung: erstens waren sie ergiebig; nicht nur wurden Frauen und Männer gefunden, die konkrete Erinnerungen an die jüdischen Bänder hatten (sogar eine ehemalige Klassenkameradin Berta Blochs hat sich vorgestellt), sondern es wurde uns klar, dass diese Kinder von damals dieselben Bedürfnisse wie wir haben:

Über die Vergangenheit zu sprechen und sich an die Menschen selber zu erinnern, sie nicht nur als schreckliche Opfer zu sehen. Die Einzelheiten, die zum Vorschein kamen, waren nichts Sensationelles, sondern Details, die eingemeißelte Namen auf einem Gedenkstein zu Menschen mit Fleisch und Blut machen: welche Kekse Fr. L gebacken hatte, in welchem Sportverein Herr S war usw..

Die Gruppenmitglieder haben gelernt, behutsam zu fragen und die *Wünsche der Gesprächspartner zu respektieren*, z. B zu tolerieren, wenn sie anonym bleiben wollten. Die Interviewtechniken haben die Schüler/innen instinktiv selber entwickelt und sich gegenseitig beraten. Dabei spielten die jüngeren Mitglieder in diesem Bereich oft die führende Rolle! Offensichtlich waren die Schüler für die Gefühle und Denkweisen der Älteren sensibilisiert.

Gleichzeitig spannten sich einige ältere Menschen in die Arbeit ein, so dass eine Werkstattatmosphäre aufkam.

Politische Schlussfolgerungen, demokratische Praxis und Gedenkarbeit

Nachdem viele Informationen gesammelt waren, war uns bewusst, dass der Synagogengemeinde zweimal Unrecht getan worden war: Durch die Verbannung und Ermordung und durch die über 60-jährige Verdrängung aus dem Gedächtnis der Stadt.

Die Gruppe Netzwerk beschloss also, das *Gedächtnis der Stadt wachzurütteln*. Eine neue Frage tauchte auf: Wie kann man die jüdische Gemeinde darstellen, damit die Betrachter sie sehen, wie wir sie sehen?

Hier brachten die Jugendlichen ihre ganze Kreativität ins Spiel. Es wurde z.B. ausgerechnet, wie alt die Verfolgten im November 1938 waren; ein Stadtplan von Bünde wurde mit Fotos und Texten über die Familien beklebt, damit die Ausstellungsbesucher sehen konnten, wo die Gemeindeglieder wohnten;

die Biographie und Charakter-Merkmale von Berta Bloch konnte man auf einer Mädchensilhouette aus Pappe lesen, anstatt auf einer konventionellen Posterform. Die Betrachter sollten als erstes eine menschliche Form wahrnehmen, dann die Informationen lesen. Die Reaktionen der Ausstellungsbesucher bestätigten, dass dieser Weg richtig war und ermutigten die Jugendlichen weiterzumachen. („Ach, meine Cousine wohnt jetzt in diesem Haus. Ich wusste nicht, dass Rosenbergs da wohnten. Ist das nicht das Haus, wo ... wohnt?“) Der nächste Schritt war die Überlegung, wie man die Mahnmal-Veranstaltung persönlicher gestalten könnte. Nach jahrelangem Einsatz einer Initiative hatte die Stadt Bünde endlich im Jahr 1988 ein *Mahnmal* für die ermordeten Juden errichtet. Die Jugendlichen hatten beobachtet, dass die anfängliche Aufmerksamkeit, die die Öffentlichkeit der Einweihung dieses Mahnmals geschenkt hatte, längst wieder eingeschlafen war. Jahr für Jahr traf sich zwar eine kleine Gruppe der ursprünglichen Initiatoren am 9. November, um eine Gedenkveranstaltung durchzuführen, sonst war wenig in unserer Stadt, was an die ehemalige Synagogengemeinde erinnerte.

Die erste Familie, deren Name am Mahnmal-Stein eingemeißelt ist, ist die Familie Bloch; es war also für uns logisch, Berta Blochs Lebensgeschichte während der Gedenkfeier 1999 zu erzählen. Sie wurde die erste „besondere Person“ in der Gedenkveranstaltung, während aller anderen namentlich, mit Adresse und Ort der Ermordung gedacht wurde. Im Jahr 2000 war die besondere Person Theodora Löwenstein, im letzten Jahr Mathilde Mayer. Um Einfluss auf diese Gedenkfeier zu nehmen, besuchten die Gruppenmitglieder die Gremien der Initiatoren des Mahnmals. In einer Vorstandssitzung des Vereins „*International*“ Bünde e.V. trugen sie ihre Vorschläge und Argumente vor,

ebenso besuchten sie mehrere Betriebsratsitzungen der Küchenfabrik Kruse und Meiner. Die Einsichten in die demokratischen Strukturen der „Erwachsenen-Welt“ haben m.E. den Schülern und Schülerinnen eine gute Vorbereitung für ihr späteres Leben gegeben – ein sehr nützlicher Nebeneffekt!

Der Kontakt zum *Betriebsrat* war auch in materieller Hinsicht hilfreich, denn als es später klar wurde, dass wir zusätzliche Stellwände für die Ausstellung brauchten, stellte eine Schülergruppe einen Antrag, man möge aus Abfallholz Stellwände für uns produzieren. Dem Antrag wurde stattgegeben. Die Arbeit wurde in der Lehrwerkstatt ausgeführt, wobei die Lehrlinge dieser Firma so auch in Kontakt mit unserem Thema kamen.

Eine Spur führt nach Amerika, ein Überlebender will zurückkommen

Eine unserer Spuren führte zu einem nach Amerika geflüchteten Überlebenden der Stadt, mit dem die Gruppe eine mehrmonatige Korrespondenz führte. *Werner Spanier*, der Bünde in über 60 Jahren nicht mehr gesehen hatte, wollte von den Jugendlichen durch die Strassen geführt werden, wo er selber früher gespielt hatte, vielleicht Menschen treffen, die seine Familie in Erinnerung hatten. (Seine eigenen Eltern waren rechtzeitig geflohen, die Brüder seines Vaters und ihrer Familien wurden in KZs deportiert.) Er kam im Juni 2000 mit seiner Frau, seinem Enkelsohn und zwei Freunden. Im Vorfeld spannte die Gruppe wieder eine außerschulische Organisation ein, um die Begegnung zu bereichern. So kam es, dass der Verein „*International*“ Bünde e.V. die Unterbringungskosten für die Gäste übernahm, damit die Jugendlichen „wirkliche Gastgeber“ sein konnten. Logistische- und Transporthilfen wurden auch von den *Migranten* gewährt, während das *Jugendzentrum ZAK* (3) Räumlichkeiten und viele Organisationshilfen bot.

Einige „unserer“ Bänder Zeitzeugen waren bereit, sich mit Werner Spanier zu treffen, so dass die Jugendlichen, die um diesen „inneren Kreis“ sitzen und zuhören durften, selber es erlebten, wie sie Zeugen einer historischen Begegnung sein konnten. Werner, der zunächst alles hatte übersetzen lassen, fing während dieses Austausches an, deutsch zu sprechen. (Zum Glück haben unsere türkischen „Techniker“ alles aufgenommen). Werner Spanier konnte sogar in sein Geburtshaus gehen, und er fand über diesen Besuch seinen in Michigan lebenden Vetter Alfred Spiegel wieder, von dem er seit 60 Jahren jede Spur verloren hatte.

Bei seinem Besuch (Sommer 2001) stellte sich *Alfred Spiegel* wiederum als Vetter „unserer“ Berta Bloch vor; ihm haben wir es zu verdanken, dass wir jetzt Briefe von ihrer Mutter und echte Fotos von ihr haben, zwei Jahre nachdem wir die Pappfigur gemalt haben!

Als wir eine Einladung nach *Colorado* bekamen, um Werners Synagogengemeinde zu besuchen und mit ihm zusammen über die Synagogengemeinde in Bünde zu berichten, hatte ich leise Bedenken, dass nach der Rückkehr die Arbeit nie wieder so spannend werden könnte. Durch Begegnungen mit anderen Emigranten und Rentnern in Bünde kommen immer mehr Informationen über die Ermordeten zum Vorschein, so dass die Forschungen in die Tiefe und nicht in die Breite gehen. Schon jetzt haben die Abiturienten angekündigt, dass sie mit der Gruppe in Verbindung bleiben wollen, „weil man nie weiß, was alles noch entdeckt werden kann.“

Mut zum Chaos bzw. Mut, den sicheren Weg zu verlassen

Die Netzwerkgruppe trifft sich regelmäßig freitags in der 7. Stunde. So sieht ein *Protokoll* für einen Tag im Februar 2002 aus: Christoph liest aus einem selbst entworfenen Dialog vor, der die Bedenken und Ängste

von zwei Frauen, *Theodora Löwenstein* und ihrer Tochter *Hertha Oppenheim*, im Jahr 1939, kurz vor der Emigration der Jüngeren verdeutlicht. Fabian liest dann seine selbst aufgelegte Arbeit vor: einen erdachten Tagebucheintrag der älteren Frau, die ihre Gedanken nach der Flucht der jüngeren Frau noch klarer zum Ausdruck bringt. Peter schlägt einen musikalischen Rahmen vor, der etwas von der häuslichen Atmosphäre vermittelt. Sara arbeitet seit langer Zeit an einem Modell der Innenansicht der Wohnung der älteren Frau, während Peter die Eisenbahnroute von Bünde nach Theresienstadt, wo sie ermordet wurde, eigentlich erforschen und aufzeichnen möchte, damit Betrachter eine Ahnung haben, wie lang und schwer die Deportation der alten Frau im Jahr 1942 gewesen sein muss. Aber er ist noch nicht dazu gekommen, weil er inzwischen ein starkes Interesse an der jüdischen Religion entwickelt hat.

Nadine berichtet über das Verhandlungsgespräch mit der Bürgermeisterin bezüglich einer Gedenktafel für die Bänder Synagoge, und ich gebe einen Brief des Landesrabbiners bekannt, der auch mitgestalten möchte.

Frau Tiemann, Mutter eines Schülers an unserer Schule, die im Denkmalamt arbeitet, erläutert alte Stadtpläne, damit wir das Grundstück der Synagoge genau erkennen können.

Während der lebhaften Diskussion kommt Herr Menke, ein Herr im Rentenalter (2), der die Synagogen-Tafel-Arbeit noch schneller voranbringen möchte und präsentiert uns stolz seine eigenen Forschungsergebnisse. Er ist in ganz Ostwestfalen herumgefahren, um sämtliche Erinnerungstafeln für jüdische Einrichtungen zu fotografieren. Später erscheint eine Bürgerin, ca. 45 Jahre alt, die gern mitarbeiten würde, wenn wir mit ihr etwas für das Geschichtsfest in Jahr 2003 erarbeiten würden. Wie immer vertagen wir einige

Punkte, da die Zeit nie ausreicht, um alles zufriedenstellend zu Ende zu bringen. Jeder nimmt eine Anregung von den anderen mit, die dann zum nächsten Mal bearbeitet wird, zwischendurch wird viel telefoniert, die Schüler und Schülerinnen treffen sich häufig privat, um etwas intensiver zu bearbeiten, oder nur zum Spaß (sie haben z. B. im Dezember ein Chanukka-Fest veranstaltet).

Diese Einzelheiten zeigen, wie vielfältig und manchmal unorganisiert die Arbeit in dieser AG ist. Die Mitglieder haben ihre individuellen Interessen und legen ihre eigenen Schwerpunkte.

Manchmal werden wir gefragt, was unser *Konzept* ist. Fabian hat neulich geantwortet: „Wir haben eigentlich kein Konzept. Wir bearbeiten irgendwas, dann kommt irgendjemand mit einem tollen Vorschlag, den wir dann aufnehmen. Irgendwie geht die Arbeit nie zu Ende, weil irgendwer uns in die Pflicht nimmt.“ So empfinden es wohl die Schüler und Schülerinnen. Einige Mitglieder der Großeltern-Generation (und auch der Elterngeneration) dagegen scheinen ein starkes Bedürfnis zu haben, mit der jungen Generation über ihre Erinnerungen an die NS Zeit zu reden. Die Kinder von damals reden mit den Kindern von heute und empfinden dabei „eine Befreiung“, wie eine Frau die Begegnung, vermittelt durch die Netzwerkgruppe, mit der damaligen jüdischen Gemeinde kommentierte. Das lange *Schweigen* sei gebrochen. Ein 90-jähriger Mann suchte einen Gesprächskreis der Gruppe auf, weil er einen kleinen Jungen noch in Erinnerung hatte. Er hätte gern gewusst, was aus ihm wurde. Da konnten wir leider nicht helfen, aber die 98-Jährige, die Hausmädchen bei der Familie Rüben gewesen war, die den „süßen Gerd“ noch im Kopf hatte, war froh, Fotos von ihm als ca. 70-jährigen erfolgreichen amerikanischen Bauern zu sehen. Die Schüler hatten die Fotos extra für sie vergrößern lassen.

Ich werde manchmal gefragt, was die Schüler und Schülerinnen so lange bei dieser Arbeit hält. Ich kann auch nur bestätigen, was meine Schüler und Schülerinnen sagen: aus den Verflechtungen werden Verpflichtungen. Dabei merken *Jugendliche*, wann sie gebraucht werden, wann sie ernst genommen werden, und das ist hier der Fall. Sie fungieren manchmal als *Vermittler* oder Filter zwischen nicht-jüdischen und jüdischen Zeitzeugen, die eigentlich miteinander reden wollen, aber noch keinen Weg dazu gefunden haben. Für jüdische Zeitzeugen ist wichtig, dass ihre ermordeten Familienmitglieder nicht vergessen werden. Dieser persönliche Zugang zur Geschichte ermöglicht eine sinnliche Wahrnehmung des Vergangenen, und Jugendliche kommen zu dieser Schlussfolgerung:

„Sie (die Überlebenden) sind nicht hier, also müssen wir *stellvertretend* für sie die *Gedenkfeier* am Mahnmal gestalten“, so die 14-jährige Mareike, nachdem wir die Ursprungsfrage („Wer war Berta Bloch?“) teilweise beantwortet hatten.

Meine Schlussfolgerung

Im III. Reich war Bünde nicht besser oder schlechter als andere Orte. Die Verdrängung war auch wohl überall ähnlich. Ich glaube, solche Arbeiten könnten, mit ähnlichen Erfolgen, in vielen Städten ausprobiert werden.

Ich möchte Mut machen, sich auf ein solches Abenteuer einzulassen, bei dem Jugendliche an der Verarbeitung der Geschichte sinnlich teilnehmen. Sie erleben dadurch ein echtes Empfinden von *Trauer*, das sie dann mit Hilfe des ständigen *Dialogs* überwinden können. Sie tauschen sich mit der älteren Generation über die auf Zukunft gerichteten Hoffnungen aus. Auf diese Weise erleben die Gesprächspartner einen „normalen“ Umgang miteinander. Für die Persönlichkeitsbildung von jungen Menschen halte ich diese

Art Arbeit für unermesslich wertvoll. Durch ihr bürgerschaftliches Engagement und dadurch, dass sie den persönlichen Zugang zu ihrer Geschichte zu ihrem Thema gemacht haben, sind sie befähigt, mit jeder Art rechtsradikaler Propaganda umzugehen. Dadurch, dass sie ständig „ihr Thema“ verteidigen und neu bearbeiten müssen, lernen sie *Zivilcourage*.

Schulhomepage: www.gambde.de

(1) Norbert Sahrhage: „Juden sind in dieser Stadt unerwünscht!“, herausgegeben von der VHS im Kreis Herford im Verlag für Regionalgeschichte

(2) Herr Menke „entdeckte“ Alfred Spiegel während einer Urlaubsreise in Kanada, seitdem arbeitet er fleißig mit.

(3) Über das Jugendzentrum ZAK, das uns betreute und Samstagsseminare u.ä. ermöglichte, kamen wir dazu, vom Kreisjugendamt gefördert zu werden; ohne diese Förderung, hätten wir nicht nach Amerika fahren können. Im Herbst 2001 beteiligte sich die Gruppe am Kreiswettbewerb „Alle Anders – Alle Gleich“ und gewann den ersten Preis.

Christina Whitelaw, am 9.5.1946 in Aberdeenshire, Schottland, geboren; Universität Aberdeen/Germanistik; Lehrerausbildung in Glasgow (Französisch, Deutsch); Unterricht in einer Glasgower Gesamtschule, dann Austauschstelle als Englischlehrerin am Gymnasium am Markt Bünde, seit 1973 als angestellte Lehrkraft; in den 80er Jahren in der Friedensbewegung aktiv; seit 1988 Mitglied im Verein „International“ Bünde e.V. (Plattform für Migranten und deutsche Freunde); seit 1999 Leiterin der Gruppe Netzwerk.



Abrahams Herberge in der Kirchengemeinde Beit Jala – Herbst 2006

Von Jadallah Shihadeh

Nachdem Ende Oktober 2003 die Abrahams Herberge (AH) eingeweiht war, haben wir die Vision, dass die Kinder Abrahams – Juden, Christen und Muslime – durch den Segen Gottes verbunden sind und einander zum Segen werden können, in Beit Jala auf mehrfache Weise umgesetzt.

Anfang einer Vision

1986 hielt ich einen Vortrag in Berlin zum Fest des Jerusalem-Vereins des Berliner Missionswerkes über die Lage der Christen im HI. Land zur Zeit der Intifada. Viele Menschen wollten hören, wie es den Menschen in Palästina ging. Am Ende des Vortrages habe ich gesagt:

„Das Glück des einen Volkes hängt vom Glück des anderen Volkes ab. Der Segen des einen Volkes hängt vom Segen des anderen Volkes ab.“

Damals haben die Menschen mich entsetzt angeschaut. Im Saal gab es zwei Gruppen. Die eine Gruppe vertrat die damalige Ideologie des Berliner Missionswerkes und war *pro-palästinensisch*; sie konnte es nicht verstehen, dass ich behaupten konnte, dass das Glück Palästinas vom Glück Israels abhängt. Sie hatten ein anderes theologisches Verständnis; sie glaubten nicht, dass Israel ein Verheißungsträger ist – und wer kein Verheißungsträger ist, kann auch nicht zum Segen für andere werden.

Die andere Gruppe kam von der *pro-israelischen* Theologie her, und sie konnte nicht anerkennen, dass das Glück Israels

vom Glück Palästinas abhängen soll. Ich habe mit dem biblischen Gebot der Nächstenliebe aus der Torah argumentiert:

„Du sollst deinen Nächsten lieben, weil er wie du ist.“

Damals hat man das nicht akzeptiert. Heute wird dieser Satz nicht von allen, aber doch von vielen akzeptiert, was für mich ein Zeichen ist, dass sich nicht die radikale Seite durchsetzt, sondern die tolerante.

Unsere *Begegnungsstätte* möchte Menschen aus den *drei Weltreligionen* einen Rahmen zur Verfügung stellen, in dem sie sich begegnen, kennen lernen und Erfahrungen austauschen können. Die Begegnung mit dem jüdischen Partner ist derzeit nur in einem sehr bescheidenen Rahmen möglich. Doch die Gemeinde ist bestrebt, die Menschen in sehr praktischerweise auf mögliche Begegnungen vorzubereiten.

Der *Libanon-Krieg* im Sommer dieses Jahres hat uns wieder ins Bewusstsein gerufen, dass Israel ein Staat aus Juden und Arabern ist. Beide litten unter dem Beschuss der Hisbollah. Viele Araber aus dem Norden Israels suchten in der Region Bethlehem Zuflucht, und auch unser Gästehaus beherbergte tagelang etwa 70 Männer, Frauen und Kinder aus Galiläa. Wir sind Freunde geworden, und wir werden miteinander Kontakt halten. Die israelischen Araber können zukünftig eine wichtige Brückenfunktion bei der Begegnung mit Juden aus Israel einnehmen.

Unsere Gemeindearbeit ist seit längerem um einige *Projekte* erweitert worden. Sie sollen Menschen ermöglichen, die Folgen von Unterdrückung und Gewalt zu bear-

beiten. Der Stress und die ständige Traumatisierung können nämlich wieder zu Reaktionen von Gewalt führen. Musik, Sport, Kunst und Handwerk sollen helfen, negative Gefühle und Energien abzubauen. Um diesen Projekten eine Kontinuität zu geben und um weitere notwendige Projekte anzubieten, fehlt leider oft das Geld, so dass jetzt zum Beispiel Aktivitäten des Musikprojektes der AH, bis jetzt ein Aushängeschild der Gemeindegemeinschaft, reduziert werden müssen, weil eine ausländische Kirche ihre Hilfeleistungen erheblich eingeschränkt hat.

Unsere *Sozialstation* kümmert sich um Alte, Kranke und Notleidende. Sie ist eine der wenigen derartigen Anlauf-Stellen für alle Menschen dieser Region. Die soziale Arbeit der Gemeinde hat aber eine weitere Komponente erhalten, denn unsere Gemeinde setzt verstärkt auf das Motto „Arbeitsplätze statt Almosen“. Sie bewahrt damit Männer und Frauen vor einer Bettler – Mentalität, die dem Charakter palästinensischer Menschen auch total widerspricht. Sie entlastet die Diakoniekasse, so dass mehr Not leidenden Menschen geholfen werden kann. Und sie gibt den Personen, die in der Abrahams Herberge eine *Arbeit* gefunden haben und somit nicht mehr auf die Sozialstation angewiesen sind, ihren Stolz und ihre Menschenwürde zurück. Sie werden zufriedener und sind so gefeit vor den Einflü-



sterungen sowohl des christlichen als auch des islamischen Fundamentalismus – beides ist eine Grundvoraussetzung, um dann auch mit der jüdischen Seite in Kontakt zu treten.

Auch diese soziale Arbeit ist von der Unterstützung aus dem Ausland abhängig. Um die Menschen in der Abrahams Herberge beschäftigen zu können, sind Besucher im *Gästehaus* notwendig. Sonst sind die bis zu 17 Arbeitsplätze, deren Arbeit die Existenzgrundlage für insgesamt gut 100 Familienmitglieder ist, stark gefährdet. Für diese Menschen gibt es bei einer Arbeitslosigkeit von 50-80% in unserer Region nahezu keine Alternative.

Eine Einrichtung unserer Gemeinde, auf die wir sehr stolz sind, ist das *Jungenheim*. Die hier geleistete Arbeit kann man gleichsam als eine Keimzelle unserer Vision von der Abrahams Herberge bezeichnen. Hier wird der interreligiöse Gedanke schon seit langem gepflegt, denn im Heim werden 53 Jungen unterschiedlicher Konfessionen und der beiden Religionen Christentum und Islam in gegenseitiger Achtung ihrer Bräuche und Traditionen großgezogen. Die Jungen im Alter zwischen sechs und 18 Jahren kommen zum größten Teil aus schwierigen sozialen Verhältnissen.

Es ist der Leitung des Heimes sowie den Erziehern zu verdanken, dass die Jungen nicht mit irgendwelchen radikalen politischen und mit christlich- oder muslimisch-fundamentalistischen Gedankengut infiziert werden. Die Arbeit des Kinderheims ist deshalb eine wichtige Vorbereitung für die Kinder, damit sie „gute“ Bürger Palästinas werden; d.h.: Sie setzen sich für die Ideale „Frieden und Versöhnung“ in einer Weltgehend ein, die von diesen Idealen derzeit noch weit entfernt zu sein scheint. Leider sind wir auch in diesem Bereich von ausländischen Geldgebern abhängig.

Und wir alle sind davon abhängig, dass man uns besucht! Deshalb betrachten die Menschen in der Region Bethlehem mit großer Sorge die Entwicklung in *Tourismus und Pilgerwesen*. Dabei ist hier alles friedlich, und es bahnen sich keine bürgerkriegsähnlichen Entwicklungen an. Diesen Eindruck vermitteln oftmals die westlichen Medien, schaden damit aber allen Bestrebungen, Tourismus und Pilgerwesen wieder zum Erblühen zu bringen. Besucher und Besucherinnen aus dem Ausland sind aber der wichtigste Beitrag zu einer gesunden Entwicklung sowohl in Palästina als auch in Israel. Sie belegen nicht nur die vielen Betten in Hotels und Gästehäusern, sondern sie bringen vor allem auch etwas zu den Menschen, was mit Geld nicht zu bezahlen ist: *Hoffnung* und das Gefühl von *Solidarität*!

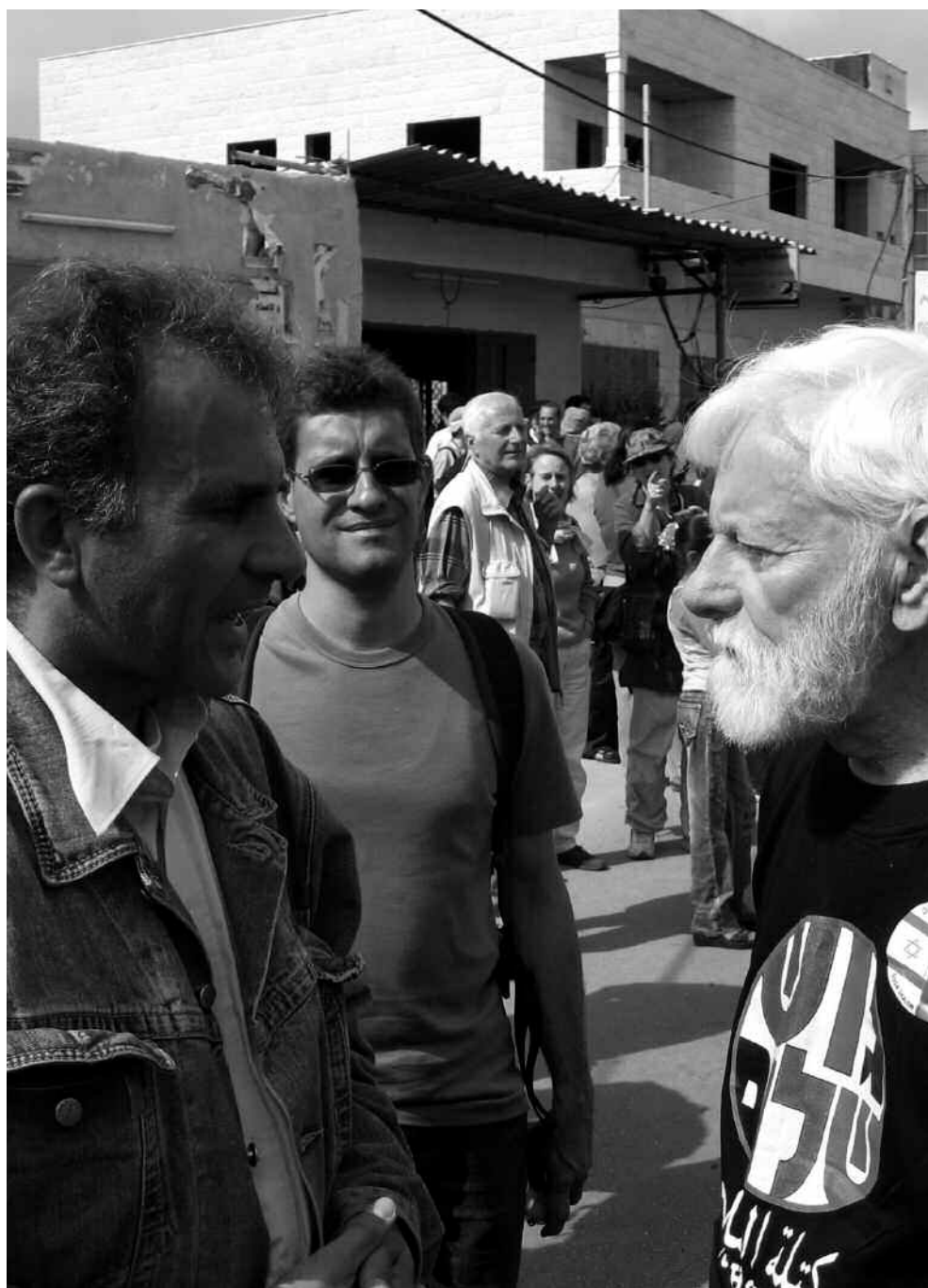


Jadallah Shihadeh ist in Kuwait als Sohn palästinensischer Eltern geboren und in der Heimat seiner Familie Beit Jala aufgewachsen. In West-Berlin und Tübingen studierte er Theologie und wurde nach seiner Ordination 1986 Pfarrer seiner Heimatgemeinde, seit 1996 ist er Synodenpräsident der Ev.-Luth. Kirche in Jordanien. Seine Frau hat er in Tübingen kennen gelernt, sie haben vier Kinder.

*„Der Glaube Israels an die Erlösung der Welt bedeutet nicht, dass diese Welt durch eine andere abgelöst werde, sondern es ist der Glaube an eine neue Welt **auf dieser Erde**. Jenseits und Diesseits gibt es nicht im Hebräischen ... Wir können nur mit Gott reden, wenn wir unsere Arme, so gut wir können, um die Welt legen, das heißt, wenn wir Gottes Wahrheit und Gerechtigkeit in alles hineintragen ...*

Gott gibt jeder Geschichtsstunde seine Zeichen ... So ist es zum Beispiel heute deutlich, dass Gemeinschaft etwas Reales und Wahrhaftiges sein soll. Der Besitz des Einzelnen darf sich nicht so steigern, dass das echte Gemeinschaftsdasein gestört wird. Deshalb gebietet das Recht Gottes, dass solcher Besitz aufgehoben werde. Es muss immer wieder ein Ausgleich stattfinden zwischen Besitzenden und Besitzlosen ... Wenn einer verknechtet worden ist, muss der Ausgleich geschaffen werden, dass er wieder frei wird, weil es Gottes Gesetz ist, dass der Mensch frei sei. Im Gesetz Israels ist immer wieder die Rede vom Recht des ungesicherten Menschen.“

Martin Buber: Politik aus dem Glauben. Vortrag zum 1. Mai 1933, Nachlese Heidelberg 1965, S. 190 ff, auch in: CuS 4/1987



Israel und Palästina im Oktober 2006

Von Clemens Ronnefeldt

Die Reise als *Begegnung*: Vom 17.–28. Oktober 2006 nahm ich an einer Begegnungsreise nach Palästina und Israel teil, die von der katholischen Friedensbewegung Pax Christi (Diözese Augsburg und München) vorbereitet wurde. Unsere Reise führte uns u.a. nach *Bethlehem*, *Ramallah*, *Hebron*, *Jericho*, *Jerusalem* und in das Dorf *Neve Shalom – Wahat al Salam* (Oase des Friedens).

Das mit Pax Christi verbundene „Arab Educational Institut“ in Bethlehem sorgte für die Unterbringung unserer 19-köpfigen Gruppe in palästinensischen Gastfamilien und organisierte Termine und Busreisen vor Ort.

Bethlehem

„Peace be with you“ (Friede sei mit Dir) steht auf einem ca. 8 Meter hohen und 10 Meter breiten Begrüßungsschild des israelischen Tourismus-Ministeriums, das an der *Mauer zwischen Jerusalem und Bethlehem* angebracht ist und die Gäste der Geburtsstadt Jesu begrüßt. Die in der Nähe des Schildes verstreut liegenden Metallreste von Tränengas- und Geräuschgranaten stehen in deutlichem Kontrast zur seiner Botschaft.

Im *Flüchtlingslager Deheishe*, einem von dreien in der Stadt Bethlehem, zeigt uns ein 25-jähriger Palästinenser das nun schon jahrzehntelang andauernde Elend der Flüchtlinge. Auf ca. einem Quadratkilometer leben rund 12 000 Menschen, die Hälfte davon Kinder. „In meinem Alter gibt es kaum noch Männer im Lager – entweder sie sitzen im Gefängnis oder sie sind getö-

tet“, teilt uns unser Gesprächspartner mit, der allerdings in seinem Widerstandsgeist gegen die Besatzung keineswegs gebrochen wirkt.

Ebenfalls in Bethlehem besuchen wir den evangelischen Pfarrer der Weihnachtskirche, *Dr. Mitri Raheb*, der in Deutschland studiert hat. Während die israelische Regierung durch ständig neue Siedlungen und den Mauer- und Grenzzaun-Bau Fakten schafft, würden Kirchen in Europa über die Produktion von Stellungnahmen und Erklärungen oftmals nicht hinaus kommen. Deswegen sei es so wichtig, dass auch die palästinensische Seite Fakten schafft – wie zum Beispiel das von ihm mitinitiierte *Begegnungszentrum* oder eine *Fachhochschule* für Studierende der Fachrichtungen Kunst, Film und Tourismus. Diese Einrichtungen haben in den letzten zehn Jahren nicht nur rund 100 neue Arbeitsplätze geschaffen, sondern auch tausenden Menschen den Verbleib in Bethlehem durch eine gute Ausbildung ermöglicht. „Jegliches Reden von einer Ein- oder Zweistaatenregelung ist derzeit reine Augenwischerei – das Projekt Israel ist gescheitert“, meint Mitri Raheb, der hinter dem israelisch-palästinensischen Konflikt einen Konflikt weit größeren Ausmaßes sieht.

Am Checkpoint Bethlehem

Am letzten Freitag im Ramadan, dem 20. Oktober, gehen wir an den Checkpoint in Bethlehem, wo sich am Morgen mehrere hundert Muslime bemühen, die erste Hürde auf dem Weg zum Freitagsgebet in der Al-Aksa-Moschee in Jerusalem zu überwinden. Grundsätzlich ist es PalästinenserInnen nicht erlaubt, nach Jerusalem zu rei-



Beil'in

Die inzwischen international bekannteste Gemeinde, die sich im Westjordanland gegen den Mauer- und Grenzzaunbau wendet, ist Beil'in. Seit rund eineinhalb Jahren gibt es dort jeden Freitag nach dem Gebet in der Moschee eine *Friedensdemonstration* zur neu errichteten Grenzanlage, die nur rund einen Kilometer vom Dorf entfernt verläuft. Schätzungsweise 500-600 Menschen sind diesmal gekommen, viele davon aus den USA, Europa oder Asien. Die Organisatoren der Demonstration geben uns Verhaltenshinweise zum gewaltfreien Verlauf. Mit einigen mitgetragenen Leitern zum Übersteigen des Stacheldrahtes und des völkerrechtswidrigen Grenzzaunes ziehen wir den bereits am Zaun wartenden Soldaten und Polizisten entgegen. Bereits beim ersten Versuch einiger Demonstranten, die Leitern an den Stacheldraht anzulehnen, werfen Soldaten Tränengasgranaten, deren Schwaden über die Demonstrations-TeilnehmerInnen hinweg ziehen und das Atmen schwer werden lassen. Nach ca. einer Stunde mit Sprechgesängen („Nein zur Mauer“) fliegen plötzlich Steine auf die Soldaten und Polizisten, die daraufhin das Tor öffnen, die davor Demonstrierenden auseinander treiben und den Tränengaseinsatz gegen die Flüchtenden erhöhen. Beim Wiedersammeln am Ausgangspunkt in Beilin treffe ich den alternativen Friedensnobelpreisträger Uri Avnery, hustend und mit geröteten Augen. Er erzählt mir, wie er vor einigen Monaten mitbekommen hat, wie die israelische Polizei offensichtlich Steine werfende Provokateure in ziviler Kleidung eingeschleust hatte, um einen Vorwand für die Verhaftung einzelner Demonstranten zu erhalten. Nach der Verhaftungsaktion hätten die Provokateure mit den uniformierten Polizisten

sen – es sei denn, sie haben sich vorher um einen Passierschein bemüht. Doch selbst dann sind sie häufig der Willkür der israelischen Soldaten ausgeliefert und werden ohne Grund nicht durchgelassen. An der Nahtstelle zwischen wartenden PalästinenserInnen und israelischen Soldaten spielen sich *Dramen* ab: Nach langem Warten werden alle Palästinenser unter 45 Jahren von den Soldaten aussortiert und frustriert in Richtung Bethlehem zurückgeschickt. Wenn der Druck der wartenden Menge zu groß wird, zieht ein Soldat eine Lärmgranate und wirft sie mitten in die wartende Menschenmenge, die erschrocken zurückweicht. Kinder fangen an zu schreien, klammern sich weinend an ihre Eltern und werden von diesen getröstet. Zwei Krankenwagen stehen bereit, um Verletzte ins nächste Hospital zu fahren.

Am Rande des Geschehens stehen internationale Beobachter des *Ökumenischen Weltrates* der Kirchen, die die Vorgänge dokumentieren und ihre Berichte an UN-Menschenrechtsstellen sowie an Abgeordnete des israelischen Parlamentes senden. Wenn Palästinenser geschlagen werden, schreiten die MitarbeiterInnen des ökumenischen Begleitdienstes ein, versuchen die Misshandlungen zu stoppen und informieren vorgesetzte Offiziere der Soldaten.

zusammen gestanden und ihre Dienstwaffen den Kollegen übergeben. Im Gespräch mit Uri Avnery, der sehr gut deutsch spricht, kommen wir auch auf den Libanonkrieg zu sprechen. Da dieser in den Augen des israelischen Militärs verloren wurde, rechnet er mit erneuten Bombardierungen im Libanon, sobald die Waffenarsenale wieder aufgefüllt sind und die internationale Situation günstig ist. Den Aufstieg zum stellvertretenden Regierungschef des Politikers Avidgor Lieberman, der den Palästinensern das Existenzrecht abstreitet und die Methoden Russlands in Tschetschenien für die israelische Armee im Gazastreifen propagiert,



kommentiert Uri Avnery mit den Worten: „Dies ist der erste Schritt zum Faschismus“.

Hebron

In Hebron werden wir von Mitgliedern des *Christian Peace Maker Teams* empfangen, die seit mehr als 11 Jahren die Menschenrechtsverletzungen dokumentieren – und dabei selbst bei Hausdurchsuchungen der israelischen Armee ins Visier der Besatzungsmacht geraten sind.

Wegen des muslimischen Gebetes in der Moschee verschieben wir die Besichtigung zunächst und begeben uns auf einen Stadt-

rundgang – vorbei an Checkpoints, Soldaten und zugemauerten Seitenstraßen.

1929 gab es *Pogrome* von Palästinensern gegen Juden in der Stadt, denen 67 Menschen jüdischen Glaubens zum Opfer fielen. 1994 ging der jüdische Arzt *Dr. Baruch Goldstein* an einem hohen muslimischen Feiertag in die vollbesetzte Moschee, ermordete mit einem Maschinengewehr 29 Muslime und verletzte mehr als 70 schwer, bevor er überwältigt werden konnte. Im Hebron-Abkommen 1997 wurde die Stadt geteilt in einen jüdischen Sektor, in dem derzeit rund 500 Siedler leben – geschützt von rund 3000 israelischen Soldaten – und einen palästinensischen Teil für rund 180 000 Palästinenser. Im jüdischen Sektor wohnen noch einige wenige palästinensische Familien, die ihre Häuser zum Teil wegen der vielen zugemauerten Straßen nur über Löcher in Häusern von Nachbarn verlassen können.

Über einer der Hauptgeschäftsstraßen im palästinensischen Teil der Stadt, die unmittelbar an die jüdische Siedlung grenzt, sind stabile Stahlmatten auf hohen Eisenträgern gespannt, damit die Wurfgeschosse der Siedler (Steine, Müll, etc.) nicht auf den Köpfen der einkaufenden PalästinenserInnen landen.

Als wir nach mehr als einer Stunde wieder an der *Moschee* ankommen, die von israelischer Seite nach dem Massaker 1994 zur Hälfte in eine *Synagoge* umgewandelt wurde, um von zwei Seiten das Grab des gemeinsamen jüdisch-muslimischen Stammvaters Abraham zu besichtigen, stehen dort noch immer an die Wand gelehnt zwei junge Palästinenser. Ihnen war zuvor von israelischen Soldaten der Personalausweis-Ersatz (ID-Card) abgenommen worden – und die Soldaten lassen sie ohne erkennbaren Grund warten.

Jerusalem

Im Menschenrechtsbüro „Society of Saint Yves“, dessen Präsident der katholische Erzbischof von Jerusalem und Palästinenser Michel Sabbah ist, und das von kirchlichen Hilfswerken aus Deutschland finanziell unterstützt wird, erfahren wir von den großen Schwierigkeiten, Palästinenser vor der Zerstörung ihrer Häuser durch den Mauerbau zu bewahren oder Familienzusammenführungen zu ermöglichen.

Im Büro von „Betselem“ (Im Angesicht Gottes), der größten israelischen Menschen-



rechtsorganisation, empfängt uns die Direktorin Jessica Mantell, die das Büro mit 35 Angestellten leitet. „Betselem“ wurde von israelischen Abgeordneten, kritischen JournalistInnen und AnwältInnen gegründet, gibt zuverlässiges Kartenmaterial über die Situation in den besetzten Gebieten heraus und ist eine der wichtigsten Informationsquellen für die nationale und internationale Presse in Bezug auf Menschenrechtsverletzungen. Jessica Mantell teilt uns mit, dass trotz eines offiziellen Folterverbotes immer noch bei Verhören in israelischen Gefängnissen gefoltert wird. Unter den rund 10 000 palästinensischen Gefangenen

in israelischen Gefängnissen seien rund 700-800 so genannte „Verwaltungsgefangene“, denen keine Straftat vorzuwerfen sei. Sie würden lediglich präventiv festgehalten – ihre Haftzeit immer wieder ohne Prozessöffnung verlängert. Seit dem Jahre 2000 seien mehr als 3000 Palästinenser von der israelischen Armee oder Polizei getötet worden, über die Hälfte von ihnen unbewaffnete Zivilisten.

Trotz der kritischen Berichterstattung fänden bei Umfragen in Israel rund 20 Prozent der Befragten die Arbeit von „Betselem“ wichtig.

Am Jaffa-Tor haben wir uns mit Reuven Moskovitz verabredet, der das israelisch-palästinensische Friedensdorf Neve Shalom – Wahat al Salam, zwischen Tel Aviv und Jerusalem gelegen, mit aufgebaut hat. Dort leben derzeit rund 100 Erwachsene Israelis und Palästinenser mit ihren Kindern. Reuven Moskovitz ist pensionierter Geschichtsforscher und zeigt uns Jerusalem mit viel jüdischem Humor. In einer Kirche spielt er für uns auf seiner Mundharmonika die Vertonung der Psalmworte „Suche den Frieden und jage ihm nach“. Vielen von uns geht die Musik sehr zu Herzen.

Fazit

Unsere Reise zeigte den hohen Preis, den die palästinensische Bevölkerung für die jahrzehntelange Besatzung bezahlt – und die Unmöglichkeit der israelischen Seite, dieses Unrecht aufrecht zu erhalten und gleichzeitig eine auf Menschenrechten gegründete Demokratie zu erhalten.

Bei Fortsetzung der gezielten Tötungen im Gazastreifen durch die israelische Armee ist es vermutlich eine Frage der Zeit, bis wieder ein palästinensisches Selbstmordattentat die von der israelischen Besatzungspolitik in Geiselhaft genommene israelische Zivilbevölkerung in Angst und

Schrecken versetzt. Die *drei* derzeit gefangen gehaltenen israelischen Soldaten haben vermutlich erst dann eine Chance auf ihre Freilassung, wenn die israelische Armee ihren „Operation Herbstwolken“ genannten Feldzug gegen die BewohnerInnen des Gazastreifens einstellt. Der palästinensischen Führung ist zu wünschen, dass sie die extremistischen Kräfte der eigenen Seite vom Abschuss weiterer *Kurzstreckenraketen* auf israelisches Territorium abbringt.

Nach dieser Reise ist noch unbegreiflicher, dass die Bundesregierung der israelischen Führung U-Boote liefern möchte, die in Israel für den Einsatz mit Atombomben umgebaut werden sollen. Weitere deutsche *Rüstungsgüter* wie der Truppentransportpanzer „Dingo“ wurden in Aussicht gestellt. Es wäre ein Akt der Vernunft und der Verantwortung, sämtliche Rüstungsexporte in das Pulverfass Nahost zu unterlassen.

Was derzeit fehlt, sind *Initiativen* für einen neuen Dialog zwischen Israelis und Palästinensern, der an die Ergebnisse der *Friedensverhandlungen* von Taba 2001 und der Genfer Initiative 2003 anknüpft, wo wichtige Ausfahrten zu einer Konfliktregelung verpasst wurden. Für die gesamte Region wäre die Einberufung einer Konferenz nach Vorbild der KSZE/OSZE für eine ABC-waffenfreie Zone von großer Bedeutung, die sowohl Israel als auch Iran einschließt.

Clemens Ronnefeldt, Dipl.-Theol., geb. 1960 in Worms. 1981–1986 Studium an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz und an der Phil.-Theol. Hochschule St. Georgen in Frankfurt a.M. (Diplom).

1982–83 studienbegleitende Ausbildung zur Friedensarbeit an der Heimvolkshochschule Internationales Freundschaftsheim in Bückeburg. Clemens Ronnefeldt unterstützte von 1986–2003 die Friedensbewegung um den Cruise-Missile Stationierungsort Bell/Hasselbach im Hunsrück.

Von 1986–1992 war er ehrenamtlicher Sprecher der katholischen Friedensbewegung Pax Christi im Bistum Mainz.

1990 war er Mitbegründer der Initiative Frieden am Golf (IFAG) und reiste im November 1990 in den Irak.

Seit 1992 ist Clemens Ronnefeldt Referent für Friedensfragen beim deutschen Zweig des internationalen Versöhnungsbundes.

Von 1994–2001 begleitete er zusammen mit Alois Bauer, Referent für Frieden und Gerechtigkeit im Bistum Mainz, im Auftrag der Zivildienstseelsorgestellen Trier, Limburg, Mainz und Speyer Zivildienstleistende bei Einsätzen in Flüchtlingslagern auf dem Balkan. 1997 richtete er mit Unterstützung von United Nation Volunteers eine Beratungsstelle für rückkehrende Flüchtlinge für die Friedensfachkraft des Versöhnungsbundes, Cima Zdenac, in Sanski Most (Bosnien-Herzegowina) ein. Clemens Ronnefeldt ist Autor des Buches „Die Neue Nato, Irak und Jugoslawien“, mit einem Vorwort von Prof. Dieter S. Lutz, Minden, 195 S., 2. Auflage 2002, sowie zahlreicher Artikel zum Thema Irak, Iran, Israel/Palästina und den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien.

Kommentar zur Armutsdenkschrift der EKD*

Von Siegfried Böhninger

Im Juli dieses Jahres erschien erstmals ein vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Auftrag gegebener und von der Kammer der EKD für soziale Ordnung erstellter Armutsbericht. („Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität. Eine Denkschrift des Rates der EKD zur Armut in Deutschland.“ 2006. (Mit 148 bezifferten kurzen Abschnitten auf 80 Seiten; erschienen im Gütersloher Verlagshaus; Preis: 4.95 Euro. ISBN 13: 978-3-579-02385-4. Im Internet leider nur in kurzen Ausschnitten abrufbar.) Das damit aktuell angesprochene Thema „Armut und Reichtum“ gehört zu den zentralen Anliegen der Ökumenischen Friedens- und Gerechtigkeitsbewegung und stellt zugleich die Grundfrage nach „Sozialer Gerechtigkeit“ auf den aktuellen Prüfstand. Ich begrüße es, dass die Leitung meiner Heimatkirche, der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, ihren Dekan/innen und Schuldekan/innen ein Exemplar dieser Denkschrift zugesandt hat mit der Bitte, „die Pfarrer und Pfarrfrauen sowie andere Interessierte in Ihrem Kirchenbezirk auf diese Denkschrift aufmerksam zu machen und zu Gesprächen darüber einzuladen“. (Den Diakoniefarrern der Kirchenbezirke wurde die Broschüre durch das Diakonische Werk zugesandt.)

Um das Fazit meines Urteils, das ich im Folgenden näher begründen will, vorwegzunehmen: Die Bedeutung dieser Denkschrift liegt nicht darin, dass sie uns eine verlässliche Orientierung auf dem „Weg der Gerechtigkeit“ anbieten könnte. Das tut sie nicht. Ihre Bedeutung liegt vielmehr darin, dass sie die verwirrende Vielfalt der Meinungen unserer

Zeit und unserem Land in Kirche und Welt zu dieser Frage zusammenfassend *widerspiegelt*. Damit macht sie besonders diejenigen Menschen und Gruppen in der BRD, die sich im Ernst zum Ziel „Gerechtigkeit“ bekennen wollen, darauf aufmerksam, in welche ideologische Landschaft hinein sie heute ihre Botschaft zu sagen, und welche Chancen und welche Widerstände sie zu erwarten haben.

Die bisherigen Kommentare zur Denkschrift zeigen eine allzu schnelle, oberflächliche Zustimmung zu diesem Text. Ich weiß von keiner nachdenklich-kritischen Äußerung, an die ich meine eigenen Gedanken anschließen könnte. Daher ist das Folgende zunächst ein recht einsamer Versuch, der die Diskussion über dieses vordringliche Thema braucht und anstoßen möchte.

Dazu zähle ich einmal die Tatsache, dass ein in der bundesdeutschen Öffentlichkeit so angesehener Kirchenbund wie die EKD mit 23 Mitglieds-Landeskirchen die gegenwärtige „*Armut in Deutschland*“ – einem reichen Land – als „*Skandal*“ bezeichnet und zu einem dringlichen Thema erklärt hat. Nötig und nützlich finde ich es auch, dass dieser Text eine ausführliche Aufzählung enthält, welche Gruppen unseres Landes, aus welchen Gründen und mit welchen Folgen für ihre Existenz von Armut getroffen oder bedroht sind, und was die augenblicklichen staatlichen Hilfeleistungen für ihre Situation bedeuten. Zwar überhaupt nicht neu und keine „Erfindung“ der EKD, und doch beachtenswert sind einzelne *politische Empfehlungen* zur Bekämpfung von Armut: Nicht wie bisher die „Arbeit“ mit Soziallasten zu beschweren, sondern die nötigen Mittel aus Steuern zu gewinnen und damit neue Arbeitsplätze möglich zu machen; Kindergartenplätze kostenfrei zur Verfügung zu stellen, um allen

Kindern bessere Startchancen zu geben; ein Schulsystem anzustreben, das nicht – wie noch heute in der BRD – sehr früh die Ausbildungswege der Kinder voneinander trennt – und das heißt die Benachteiligten von den Bevorzugten. Gut getroffen und notwendig finde ich auch die Abschnitte über das Wesen kirchlicher *Diakonie* und ihre gesellschaftspolitische Verantwortung, wie auch die *selbstkritische* Betrachtung zum „bürgerlich“ geprägten Leben der Kirchengemeinden, das sich meist fern von der Situation und vom Milieu der Verarmten abspielt. Am wichtigsten, weil es zum Leitmotiv der ganzen Denkschrift erklärt wurde und dem Grundmotiv der Ökumenischen Friedensbewegung – aber auch dem Sinn von „Solidarität“ – am nächsten kommt, ist der Abschnitt Nr. 65 über die „Option für die Armen“. Ich gebe diesen Abschnitt im Wortlaut wieder: „In dem dargelegten Verständnis von Gerechtigkeit konkretisiert sich der Kerngedanke der vorrangigen Option für die Armen, Schwachen und Benachteiligten, die in der ökumenischen Sozialethik in den letzten Jahrzehnten eine zentrale Bedeutung gewonnen hat.“ Das Gemeinsame Wort der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland (von 1997) hat diese Option so beschrieben: »In der vorrangigen Option für die Armen als Leitmotiv gesellschaftlichen Handelns konkretisiert sich die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe. In der Perspektive einer christlichen Ethik muss darum alles Handeln und Entscheiden in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft an der Frage gemessen werden, inwiefern es die Armen betrifft, ihnen nützt und sie zu eigenverantwortlichem Handeln befähigt. Dabei zielt die biblische Option für die Armen darauf, Ausgrenzungen zu überwinden und alle am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen. Sie hält an, die Perspektive der Menschen einzunehmen, die im Schatten des Wohlstands leben und weder sich selbst als gesellschaftliche

Gruppe bemerkbar machen können noch eine Lobby haben. Sie lenkt den Blick auf die Empfindungen der Menschen, auf Kränkungen und Demütigungen von Benachteiligten, auf das Unzumutbare, das Menschenunwürdige, auf strukturelle Ungerechtigkeit. Sie verpflichtet die Wohlhabenden zum Teilen und zu wirkungsvollen Allianzen der Solidarität« (Abschnitt 107).

1. Dem mit anderen Erklärungen zu Armut und Reichtum Vertrauten fällt (abgesehen von dem zitierten Abschnitt) vor allem auf der wie unbeteiligt berichtende, ohne das Herzblut mitfühlender Solidarität und entschiedener Parteinahme für die Armen dahinplätschernde Ton des ganzen Textes. (Im Kontrast dazu einige Sätze aus dem Schluss-Dokument der Ökumenischen Weltversammlung Seoul 1992: »Wir bekräftigen, dass Gott auf der Seite der Armen steht. Die Armen werden ausgebeutet und unterdrückt. Ihre Armut .. ist sehr oft das Ergebnis einer bewusst darauf gerichteten Politik, Reichtum und Macht zu vergrößern.

Christus (hat) die Mächte entlarvt und daher besiegt, die den Armen ihr Recht auf Leben in seiner Fülle verweigern. Gott steht auf der Seite der Armen. Jene, die die Gesellschaft als die „Geringsten“ behandelt, nennt Jesus seine Geschwister. Wir werden allen Kräften, politischen Maßnahmen und Institutionen widerstehen, die Armut verursachen und verlängern oder sie als unvermeidlich und unveränderlich hinnehmen.“

2. Dazu passt auch, dass die Denkschrift es sorgsam vermeidet, bei der Frage nach den Gründen der Armut „Ross und Reiter“ zu nennen. Obwohl es auch im Text der Denkschrift sachlich nicht bestritten wird, dass die berichtete „Armut in einem reichen Land“ durch die Verteilung von Gütern „von unten nach oben“ als das Ergebnis einer verfehlten Politik anzusehen ist, erscheint in der Denkschrift kein Verursacher mit Namen – weder

die rein profitorientierte, globalisierte neoliberale Ideologie und Praxis mit ihren Akteuren IWF, Weltbank, G8, noch die Regierungen und Parteien, die (auch in der BRD – mehr oder weniger; ich ignoriere nicht die feinen Unterschiede) in ihrem Sinn Politik machen. „Armut in einem reichen Land“ wird im Kirchenwort vielmehr nur ganz allgemein als (fast schicksalhaft wie ohne unser Wollen und Zutun eingetretene) „Herausforderung“ bezeichnet, der man dann mit vorsichtigen Empfehlungen begegnet. Dass diese Herausforderung aufzunehmen wäre durch eine konfliktbereite Auseinandersetzung mit herrschender Politik – das heißt, dass sie mit *Widerspruch* und *Widerstand* verbunden sein müsste –, davon fand ich in diesem Text nicht einmal eine Andeutung. (Man muss in einer kirchlichen Denkschrift zwar nicht in einem grob polemisierenden, plakativen Stil argumentieren. Jedoch: Das völlige *Ausblenden* der Frage nach den für „Armut“ *verantwortlichen* Mächten kann man nicht verstehen und akzeptieren.) Diesem, einer offenen Auseinandersetzung ausweichenden Trend der Denkschrift entspricht auch die Beobachtung, dass einige von unabhängigen Gruppen mit Recht als „Sozialabbau“ bezeichnete Regierungsprojekte in der Denkschrift überhaupt nicht angesprochen werden. (Beispiele: „Hartz IV“, die Privatisierung öffentlicher Dienste, die Erhöhung der Mehrwertsteuer, die Ausweitung der Arbeitszeit, die Vermeidung von angemessener Besteuerung der großen Vermögen und Gewinne) *Friedhelm Hengsbach*, der profilierte katholische Sozialethiker, nennt „Ross und Reiter“ beim Namen mit den Worten „Die beobachtete Deformation der solidarischen Sicherungssysteme ist durch politische und gesellschaftliche Trends verursacht. Sie wurde betrieben von wirtschaftswissenschaftlichen Experten, unternehmerischen Führungskräften und bürgerlichen Eliten. Die Parlamentarier der rot-grünen

Koalition und der schwarz-gelben Opposition haben Komplizendienste geleistet.“ (NW 4 - CuS 2 / 2006, S. 113) Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass sowohl Kurt Beck, SPD-Partei-Vorsitzender, als auch das „Werteforum“ der CDU-Unternehmer der Denkschrift leicht ihre Zustimmung geben konnten, ohne sich im Geringsten beunruhigt zu zeigen und ihre eigene politische Orientierung durch sie kritisch hinterfragt zu fühlen. Und Gerhard Wagner (als Mitglied der Kammer für soziale Ordnung der EKD Mitverfasser der Denkschrift und Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD) konnte durch diese fatale Undeutlichkeit die Denkschrift bezeichnen eben nicht als „Option“ – das heißt als kompromissloses Eintreten – „für die Armen“, sondern als „historischen Kompromiss zwischen den Interessen der Wirtschaft an Effizienz und geringen Kosten und denen der Menschen an sozialer Absicherung ... ein Kompromiss zwischen Arbeit und Kapital, der beiden Seiten zugute kommt und so nachhaltig für sozialen Frieden und Wohlstand sorgt.“

3. Die Undeutlichkeit der Einstellung zu den „Armen“ zeigt sich auch in der Art und Weise, wie bei „Teilhabegerechtigkeit“, dem Hauptleitbild der Denkschrift, nicht nur (was sinnvoll wäre) unterschieden wird zwischen den beiden Komponenten „Verteilungsgerechtigkeit“ und „Befähigungsgerechtigkeit“. Vielmehr erhält die Komponente der aktivierenden „Befähigung“ (unbeabsichtigt, aber folgenreich) den Charakter einer ständigen moralisch-pädagogischen Vorhaltung und Forderung an die Armen, durch welche die Verantwortung für ihre „*Befähigung*“ nicht der Gesellschaft aufgegeben, sondern (als ihre „Bringschuld“) den *Armen* selbst aufbürdet wird. Dies lässt sich mit der erklärten Grundausrichtung des Papiers, dem entschiedenen Eintreten (einer wirklichen „Option“) für die Armen nicht vereinbaren. Es bedeutet zu-

gleich den Abschied vom Sinn des alles übergreifenden Leitmotivs Sozialer Gerechtigkeit als einem klaren, ohne wenn und aber die Gesellschaft verpflichtenden Menschenrecht: dem Recht eines „Lebens für alle“ als Grundbedingung der unantastbaren „Würde des Menschen“. Diesem Trend der Kirchenschrift (und auch der herrschenden Politik) ist entgegenzuhalten, was im Heft 26/2006 von „Aus Politik und Zeitgeschichte“ über Kinderarmut (aus der Feder von *Olaf Groh-Samberg* und *Matthias Grundmann*) zu lesen ist. „Von der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik bis hin zur Bildungs- und Gesundheitspolitik geriert sich der Wohlfahrtsstaat wie ein einziger „großer Erzieher“, ein pädagogischer Leviathan. Mit seinen Konzepten und Institutionen einer „aktivierenden Sozialpolitik“ greift er immer penetranter in die private Lebensführung und die biographischen Orientierungen der von Armut und Ausgrenzung betroffenen Milieus ein, als ob hier die Ursache des Übels zur finden wäre. Der Widerspruch zwischen der politischen Rhetorik von Teilhabegerechtigkeit, Aktivierung ... und der tatsächlichen Politik fortgesetzter Leistungskürzungen und einer im historischen Vergleich ungeheuerlichen Beschneidung von sozialen Bürgerrechten ist zum Zerreißen groß. Er ist aber zu einem guten Teil auch Ausdruck für den Realitätsverlust der politischen und akademischen Eliten und für die strukturelle Arroganz einer Klassengesellschaft, die sich selbst nicht mehr in die Augen zu schauen wagt.“

4. Am wenigsten verstehen und akzeptieren kann ich, dass in der Denkschrift der EKD etwas Wesentliches überhaupt nicht ausdrücklich festgestellt wird, nämlich: dass das Thema „*Den Armen Gerechtigkeit*“ (ein Leitwort von „Brot für die Welt“) alles andere ist als ein erstmals oder gar ausschließlich von der EKD aufgegriffenes Projekt. Seit Jahrzehnten wurde es vielmehr kompetent und engagiert aufgenommen zum Beispiel von den folgenden Or-

ganisationen, Gruppen, Initiativen, die ich einfach einmal aufzähle, und die mir selbst unvergleichlich viel mehr Motivation und Klärung gebracht haben als jedes offizielle Kirchenwort: Der vom Weltkirchenrat initiierte „Ökumenische Prozess für Friede, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung“ / der Internationale Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Menschenrechte, und viele andere UN-Projekte / Nicht zu vergessen: Die Bedeutung der Grundgesetz-Artikel der BRD über Grundrechte, Sozialstaat und Sozialpflichtigkeit des Eigentums / „Wirtschaft im Dienst des Lebens“ (ein aktuelles ökumenisches Kirchenprojekt, besonders vertreten von „Kairos Europa“) / wegweisend zum Thema auch das Europäische Kairos – Dokument und die Arbeit der mit Kairos verbundenen Heidelberger „Werkstatt Ökonomie“ / „Es ist genug für alle da“ (ein Projekt von Attac Deutschland) / dann, aus der Tradition der katholischen Sozialethik: das „Oswald von Nell-Breuning-Institut für Wirtschafts- und Gesellschaftsethik“ und die „Initiative Ordensleute für den Frieden“ / das Komitee für Grundrechte und Demokratie / die internationale Bewegung der Sozialforen / die Nationale Armutskonferenz und zahlreiche lokale Armutskonferenzen / die Aktivitäten und Stellungnahmen der Wohlfahrtsverbände – darunter auch Diakonie und Caritas / die Stellungnahmen von Gewerkschaften – national und international / die EU-Sozialcharta / Texte vom Interkulturellen Rat und von Pro Asyl, die für die sozialen Rechte der Migranten und der Flüchtlinge in der BRD eintreten / viele Bücher und Texte von kompetenten Journalisten, Theologen, Politik-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlern. (Dazu gehören natürlich auch die Personen und Gruppen, die in Synoden und anderen kirchlichen Positionen konsequent für die Weltverantwortung von Kirche und Glaube eintreten.) Soweit die genannten Projekte sich

auf kirchliche Traditionen berufen, knüpfen sie an grundlegende Pionierarbeiten an. Dazu gehört die Tradition der „Religiösen Sozialisten“, welche Christoph Blumhardts fromme Solidarität mit den ausgebeuteten Arbeitern fortführt, und die des humanen Marxismus überhaupt, – die lateinamerikanische (und auch die in Afrika und Asien entstandene) Befreiungstheologie, – aber auch die neue, das traditionelle privatistische und männlich orientierte Bibelverständnis hinter sich lassende sozialgeschichtliche Auslegung der Bibel. Einen besonderen Beitrag zum Verstehen und Überwinden von Armut finden wir in der von dem norwegischen Friedensforscher Johan Galtung vertretenen Auffassung, dass wir gerade „die Armen“ prinzipiell als „Opfer von Gewalt“ – von „struktureller Gewalt“! – zu betrachten haben und dass daher unsere Parteinahme für sie immer eine vordringliche Aufgabe aller Arbeit für Frieden und Gewaltüberwindung sein muss. Auch das Projekt „Weltethos“ mit der Erklärung des Parlaments der Weltreligionen von 1993 spricht in der zweiten der vier „unverrückbaren Weisungen“ von der „Verpflichtung auf eine Kultur der Solidarität und eine gerechte Wirtschaftsordnung“ und der Überwindung der „ungerechten gesellschaftlichen Strukturen“, welche an „unendlich viel Hunger, Armut und Not“ schuld sind. Damit verpflichten sich die Weltreligionen, im Gehorsam gegen die Weisungen ihres eigenen Glaubens und als wichtigstes Ziel des interreligiösen Dialogs sich gemeinsam auf die Seite der Armen zu stellen.

Weil in ihr der Bahn brechende *Einsatz* all dieser Gruppen und Personen *verschwiegen* wird, macht die Denkschrift der EKD einen unrealistisch selbstgenügsamen und ihren Wert maßlos überschätzenden Eindruck. In Wirklichkeit könnte eine solche Denkschrift nichts anderes sein als ein weiterer *Baustein* zur Errichtung wahrer sozialer Gerechtigkeit

in unserem Land – ein Baustein, der sich auf viele andere, vorher und anderswo bereits gelegte Bausteine gründet und mit der Autorität einer in der BRD hoch geachteten Institution (der biblischen Weisung entsprechend) „ihren Mund auftut für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind.“ – Dazu würde auch gehören, neue, wirklich zukunftsweisende und über die „offizielle“ politische Diskussion weit hinausführende Perspektiven aus dem Raum der alternativen Bewegungen aufzunehmen. Zum Beispiel die Vision einer neuen *Arbeitsethik*, in der nicht mehr, wie zur Zeit noch, allein die am Profit der Großunternehmen orientierte Erwerbsarbeit das Sagen hat, während alle andere Arbeit, auf der doch jede lebensfähige Gesellschaft beruht – in Haus und Familie und Kommune, in Pflege und Erziehung, sozialen Kontakten und persönlicher Entfaltung – nicht als „Leistung, die sich lohnen muss“ angesehen und deshalb eher betrifft als belohnt wird. Oder, damit verbunden: die immer brennender werdende Frage nach einer von Erwerbsarbeit unabhängigen *Existenzsicherung* für alle. Schon im gemeinsamen Sozialwort der Kirchen von 1997, auf welches sich die EKD-Denkschrift ausdrücklich anschließt, wird gesprochen von der fragwürdigen „Verengung des Arbeitsbegriffs auf Erwerbsarbeit. Deshalb kann die Gesellschaft dadurch humaner und zukunftsfähiger werden, dass auch unabhängig von der Erwerbsarbeit die Chancen für einen gesicherten Lebensunterhalt, für soziale Kontakte und persönliche Entfaltung erhöht werden.“ Die neue Denkschrift jedoch stellt diese gewinnorientiert verengte Arbeitsgesellschaft (in der es wegen ihrer stark erhöhten Produktivität auch bei bester Ausbildung aller niemals genug Arbeitsplätze geben wird) nicht infrage, sondern legt ihren Schwerpunkt darauf, die Menschen so früh wie möglich auf einen möglichst guten Platz in der bestehenden, menschlich

zutiefst fragwürdigen Arbeitsgesellschaft besser vorzubereiten.

Die neue Sozial-Denkschrift der EKD versucht, den aktuellen Skandal der „Armut in einem reichen Land“ von der Seite evangelischer Sozialethik sowohl in der kirchlichen wie in der politischen Öffentlichkeit der BRD zur Sprache zu bringen. Dies wäre natürlich ein sehr nötiger und dem Auftrag der Kirche entsprechender Dienst. Die Denkschrift wird dieser Berufung jedoch nicht gerecht, weil sie sich dem offiziellen politischen Trend allzu sehr anpasst, die vorhandenen prophetischen Stimmen ignoriert, und auf diese Weise die Eigenständigkeit und Vollmacht ihres Auftrags verleugnet. Damit zeigt sie genau die immer noch weit verbreitete Grundorientierung, die im *Europäischen Kairos-Dokument* von 1998 unter der Überschrift „Kirchentheologische Scheinversöhnung“ so beschrieben wird: „Von einem scheinbaren Standpunkt der Neutralität versuchen viele Kirchen, ausgewogen zu reden, um es sich mit keiner Seite zu verderben. Oder sie schweigen, wenn dies Konflikte mit den Mächtigen bringen könnte. Die Solidarität mit den Opfern bleibt oft auf Worte beschränkt und wird nicht zu konkreter Parteinahme. Der Kernpunkt ist folgender: Inzwischen haben auch die Großkirchen die befreiungstheologische Einsicht in ihre Worte aufgenommen, dass der Glaube an den biblisch bezeugten Gott die „vorrangige Option für die Armen“ beinhaltet. Daraus wird aber in dieser „kirchentheologischen“ Position nicht die Konsequenz gezogen, dass aus dieser Option ein klares „Nein“ zu solchen Strukturen und solcher Politik folgt, die die Reichen bevorzugen. So wurde bisher nicht das im strengen Sinn kapitalistische Weltmarktsystem abgelehnt, das viele der in den Kirchenpapieren beklagten Fehlentwicklungen strukturell hervorbringt.“

Verlässliche Wegweisung in dieser Sache braucht einen anderen Ansatz. Dieser ist im

erwähnten Kairos-Dokument hervorgehoben unter der Überschrift „*Die Grundentscheidung prophetischer Theologie heute: Leben für alle statt Geld für wenige*“. Daraus die folgenden Sätze: „Das beginnt bei der Solidarisierung mit dem am meisten gefährdeten Leben, das ums würdige Überleben kämpft. Die um sinnvolle und sichere Arbeit kämpfenden Arbeiter und Arbeiterinnen, die Arbeitslosen, Obdachlosen, Behinderten, allein erziehenden Frauen, Jugendlichen ohne Zukunft sind dabei nicht Objekte von karitativem Handeln. Ihre eigenen Initiativen sind zu unterstützen von allen Solidarischen. Wir rufen die Kirchen auf, klar Stellung zu beziehen, klar die Strukturen und Mechanismen zu benennen, die Leben zerstören, und die Kräfte klar zu unterstützen, die Leben in Gerechtigkeit fördern.“ Die Armutsdenkschrift der EKD gibt uns in dieser Richtung keine klare Wegweisung. Sie kann aber dazu dienen, in der offenen Auseinandersetzung mit ihr das Ziel einer solidarischen Kirche und einer solidarischen Gesellschaft mit klarem Profil „jetzt erst recht“ ins Auge zu fassen und seine Verwirklichung in die Hand zu nehmen.

Eine letzte Bemerkung mit dem Blick auf eine kürzliche Äußerung des Papstes, welche die islamische Welt in Aufruhr versetzt hat: Die muslimischen Migranten-Familien der BRD (in anderer Form auch die des Orients) gehören zu den am stärksten von Armut betroffenen und von einem Leben in Würde ausgeschlossenen Menschengruppen. Wer „auf der Seite der Armen“ steht, wird über deren Religion (für viele von ihnen die unverzichtbare Quelle der ihnen sonst verweigerten Achtung und Selbstachtung) anders reden, als Papst Benedikt und viele andere in unserem Land dies in letzter Zeit getan haben.

* vgl. auch Siegfried Böhringer: Armut in Deutschland, CuS 3/2001

10 Jahre Sozialwort

Von Ernst Ulrich Huster

Es war zwar nicht zum ersten Mal, dass beide großen christlichen Kirchen gemeinsam zu öffentlichen Fragen in Deutschland Stellung bezogen hatten, aber es war das erste Mal, dass sie sich in exponierter Weise zu dem zentralen sozialen Problem Arbeitslosigkeit und soziale Ausgrenzung am Ende des 20. Jahrhunderts zu Wort gemeldet haben. Die in beiden Kirchen anzutreffende Tradition, sozialethische Bewertungen gesellschaftlicher Umbrüche vorzunehmen, wurde in markanter Weise zusammengeführt. Im Ergebnis bewirkte dieses, dass die solchermaßen bezogenen Positionen in der Öffentlichkeit ein größeres Gewicht bekamen, als wenn dieses nur von einer der christlichen Kirchen vertreten worden wäre. Von daher hatte dieses Sozialwort nicht nur Signalcharakter in materieller Hinsicht: Der Ausschluss von Menschen von der gerechten Teilhabe bei den materiellen und immateriellen Ressourcen unserer Gesellschaft steht im Kontrast zur biblischen Botschaft von der Ebenbildlichkeit des Menschen, seiner Würde sowie der Rechtfertigung des Menschen allein aus Gnade. Da die christlichen Kirchen, zahlreiche Kirchengemeinden, Diakonie und Caritas in vielfältiger Weise beispielhaft die Überwindung von Arbeitslosigkeit und Armut zur Richtschnur ihres Handelns gemacht haben, waren sie – und dieses ist der zweite Aspekt – nicht nur von ihrem theologischen Selbstverständnis, sondern auch von ihrer konkreten Praxis her berufen, sozialanwaltlich und gesellschaftskritisch Position zu beziehen. Die Politik sah sehr schnell, dass hier ein Potential wertemäßig und praktisch-

diakonisch aufgefahren wurde, das die gängigen Erklärungsraster für Nichthandeln bzw. Schuldzuweisungen wie zu geringes Wirtschaftswachstum, Globalisierung, Demographie, mangelnde Bildungsbereitschaft auf Seiten der Arbeitslosen etc. in Frage zu stellen in der Lage war. Denn wie auch immer: Am Einzelnen – und dieses ist der Ansprechpartner von Kirche in Wort und Tat – scheint auf,



Ernst Ulrich Huster

was letztlich auch, wenn nicht gar in großem Maße sozialer Ursache ist. Diesem Dilemma suchte sich die Politik damals dadurch zu entziehen, dass sie die Denkschrift tot lobte. Kleines Herummäkeln am Detail, Lob für das verantwortungsbewusste Reden etc.. Aber hat die Denkschrift dazu nicht auch ein Stück mit beigetragen? Ein Satz wird der Reichthumsfrage gewidmet: Damit blieb die zentrale Verteilungsfrage gerade einmal angerissen! Verteilung meint die Teilhabe an den materiellen und immateriellen Ressourcen. Natürlich ist man nach PISA, nach der erst von Rot-Grün eingeleiteten bundesweiten Reichthums- und Armutsberichterstattung in mancher Hinsicht schlauer. Aber im Tal der Ahnungslosen lebte man in dieser Frage auch zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Denkschrift nicht, gab es doch seit Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre zahlreiche Berichte und Studien, aus der Praxis,

auch aus der kirchlich-diakonischen, und aus der Wissenschaft. Es bleibt die Stärke, aber auch das Manko kirchlicher Darstellungen, dass sie den Einzelnen nicht vergisst, aber mitunter die Verhältnisse, in denen der Einzelne lebt, zu wenig offensiv auf deren Verantwortlichkeit und Veränderbarkeit hin untersucht.

Zehn Jahre danach – Die vormalige Kontroverse um die großen Anfragen im Deutschen Bundestag von der damaligen rot-grünen Opposition, ob denn in Deutschland von sozialer Polarisierung die Rede sein könne, die Abwehrversuche der damaligen CDU/CSU/FDP-Regierung, die im 10. Kinder- und Jugendbericht angesprochene Kinderarmut gebe es eigentlich nicht: Kontroversen von gestern, aber politisch aktueller denn je! Denn PISA zum Trotz, entgegen den Aussagen der AWO-ISS-Kinderarmutsstudie, ja selbst entgegen Forderungen aus dem jeweiligen Regierungslager in Bund und in den Ländern selbst, eine wirklich entschlossene Politik gegen Armut und soziale Ausgrenzung ist nicht in Sicht. Der wichtige Impuls der Europäischen Union von *Lissabon* und *Nizza* aus dem Jahr 2000, die Union bis zum Jahr 2010 „zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum in der Welt zu machen – einem Wirtschaftsraum, der fähig ist, ein dauerhaftes Wirtschaftswachstum mit mehr und besseren Arbeitsplätzen und einem größeren sozialen Zusammenhalt zu erzielen“, ist nach interessanten Ansätzen stecken geblieben. Die Politik Nationaler Aktionspläne gegen soziale Ausgrenzung und die Implementation der „Methode der Offenen Koordination“ ist schon nach wenigen Jahren von den vorherrschenden *neoliberalen* Kräften in der Europäischen Union und deren Mitgliedsstaaten wieder entschärft worden. Allerdings haben Teile der Europäischen Union und der Kommission immerhin erreicht, dass das

Thema auf der Tagesordnung bleibt! In Deutschland konnten die *Wohlfahrtsverbände* erreichen, dass sie an der Evaluation der Neuregelungen zur Grundsicherung für Langzeitarbeitslose beteiligt werden. Und schließlich: Caritas und Diakonie sind mehr denn je mit den Folgen sozialer Ausgrenzung befasst: Sog. Tafeln sprießen wie Pilze im Sommerregen aus dem Boden, die Schuldnerberatungsstellen kommen kaum noch nach, der Bedarf an stationären Hilfen im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe ist immens. Die letzte *Synode* der EKD hat sich ausführlich mit dem Thema Armut befasst, eine Denkschrift der EKD liegt vor. Die Kirchen, ihre Wohlfahrtsverbände schweigen nicht, sie sind vielmehr aktiv beteiligt, die sozialen Ausgrenzungsprozesse zu benennen und teils alleine, teils in Kooperation mit anderen Interessenträgern auf Änderung zu drängen. Dabei bleibt allerdings die Kritik, wie sie auch gegen die Denkschrift selbst gewendet werden musste: Es wird der Skandal sozialer Ausgrenzung benannt, es werden konkrete Einzelschritte zu deren Überwindung vorgestellt, aber es wird nicht das *strukturelle* asymmetrische Verteilungsgeschehen in Deutschland, in Europa und darüber hinaus weltweit benannt, analysiert und als Ursache auch für soziale Polarisierung und Ausgrenzung kenntlich gemacht: Das Leben am unteren Ende der sozialen Pyramide, die Benachteiligung in den Bereichen Bildung, Ausbildung, Gesundheit und Wohnen, schließlich die Kombination materieller Hilfen mit integrierten sozialen Diensten – dieses alles ist ein Problem der gesamtgesellschaftlichen, europäischen und auch weltweiten Verteilung. Richtig ist: Über derartigen Grundsatzfragen darf das Hier und Jetzt, die konkrete Notlage, die Versorgung des Nächsten mit dem Notwendigen und Möglichen nicht vergessen werden. Aber eine Gesellschaft der Tafeln, der Krisenin-

tervention, der Einzelaktionen – dieses kann auf Dauer nicht das sein, was der Prophet meinte, als er dem Volke Israel auftrug, der Stadt Bestes zu suchen! Für Martin Luther war Reichtum, der nicht zur Überwindung von Armut eingesetzt wird, schlicht „gestohlen vor got“. Kirchliches Handeln darf sicher nicht mit dem Dauerzustand eines status confessionis überfordert werden. Aber auch das gilt: Der Nächste, das ist Christus! Ihn und damit Viele in einem dauerhaften Zustand verletzter Würde zu belassen, dieses ist eben doch nicht nur ein sozialer, sondern auch ein christlicher Skandal. Die Wahrheit liegt also in der Mitte: Konkrete Hilfe und gesamtgesellschaftliche Verteilungsvorgänge im Blick zu haben, anzusprechen und miteinander zu verbinden. Kirche ist nicht neoliberal und auch nicht linkskeynesianisch, sondern christlich. Für die die

Aussage Jesu zum Weltgericht gilt: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25, 40) Wenn wir dann auch noch die Schwestern einschließen, dann wird deutlich, wie christliches Reden aussehen könnte, vielleicht sogar sollte.

Ernst-Ulrich Huster, Prof. Dr., lehrt Politikwissenschaft an der Evangelischen Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum und an der Justus-Liebig-Universität Gießen, wo er auch habilitierte. Publikationen zur Sozial- und Verteilungspolitik, politischen Soziologie und Sozialethik. U.a. zusammen mit Jürgen Boeckh und Benjamin Benz: Sozialpolitik in Deutschland. Eine systematische Einführung, 2. Auflage 2006; seit 2001 zusammen mit B. Benz und J. Boeckh deutscher Experte für die Europäische Kommission im Rahmen der Lissabon Strategie gegen soziale Ausgrenzung.

„Gerechtigkeit erhöht ein Volk – Armut und Reichtum“

Die EKD-Synode vom 5.–9.11.2006

Von Siegfried Böhringer

1. Meine Gesamt-Einschätzung

Was ich mir (wie viele andere) lange schon gewünscht hatte, ist hier ansatzweise zustande gekommen: In den unten genannten, von mir als Beispiele ausgewählten Beiträgen ist auf dieser Synode sowohl der kirchlichen Diakonie als auch der sozial-orientierten Bibelauslegung ein Raum und ein Gewicht gegeben worden, wie wir es bei amtskirchlichen Veranstaltungen sonst kaum einmal erleben. Dadurch hat sich die auf dieser Tagung repräsentierte Evangelische Kirche in aller Öffentlichkeit mit *Kraft und Klarheit auf die Seite der Armen* unseres Landes gestellt, über die gerade in diesen Tagen so viel und

vielfach in so fragwürdiger Weise in der politischen Öffentlichkeit geredet wird. (Auch bei unserer örtlichen Tageszeitung, dem Schwarzwälder Boten, hat dies Verwunderung ausgelöst, als sie einen kurzen Bericht über die Synode überschrieben hat mit der Schlagzeile: „Evangelische Kirche übt den Klassenkampf – Würzburger Synode gibt der Armutsdebatte überraschend eine Wende“. Dass die Evangelische Kirche mit ihren Stellungnahmen hier eher den „Klassenkampf“ – den gegen die Armen geführten – zu beenden sich anschickte, ist diesem Medium wieder einmal entgangen.) Hinter meiner Freude über diese „Wende“ treten die Schwachpunkte zurück, die ich in den Berichten über die Synode ebenfalls beobachten konnte: Mir fehlten etwa immer noch Zei-

chen für eine Erkenntnis der Kirchenvertreter, dass sie mit dieser Parteinahme für die Armen nicht als Pioniere ihrer Zeit voraus sind, sondern nur – endlich, und deutlicher als vielfach bisher – sich aufmachen, um den Anschluss zu suchen an die vielfältige (beispielsweise von der Ökumenischen Friedensbewegung, von den Gewerkschaften, von Attac und natürlich von den Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten vertretene) weltweite *Gerechtigkeitsbewegung* unserer Zeit. Auch muss unsere Sorge der Frage gelten, wie weit der Aufruf der Synode an die örtlichen Kirchengemeinden, sich bei der „Armutsüberwindung und Armutsvermeidung zu profilieren“, wirklich ganz ernst gemeint ist: So ernst, dass die Kirchenleitungen und die Synodalen in ihrer Heimat – Landeskirche und Kirchengemeinde dann auch und dies im Bündnis mit den entsprechenden Bemühungen von anderer Seite – auf der (gar nicht so einfachen) Verwirklichung dieses Aufrufs bestehen.

2. Bemerkungen zu und Zitate aus einzelnen Beiträgen auf der EKD-Synode*

2.1 Katrin Göring-Eckhardt – Einbringungsrede zum Kundgebungsentwurf

Bemerkung: Wir haben hier eine schonungslos nüchterne Beschreibung der skandalösen Situation von Armut und Reichtum in der BRD, verbunden mit dem Aufzeigen der Konsequenzen für Politik und Kirche.

ZITAT: „Sozialer Ausschluss verfestigt sich und tritt immer geballter in Milieus auf, in denen sich Einkommensarmut und Transferbezug, Bildungsferne und Sprachprobleme, Migrationshintergrund und Arbeitslosigkeit konzentrieren. Wir leben in einem reichen Land. Noch nie besaßen Menschen in Deutschland derart große Vermögen. Die Möglichkeit, Armut zu bekämpfen, ist also eigentlich so groß wie nie.“

2.2 Bericht des Ratsvorsitzenden, Bischof Dr. Wolfgang Huber

BEMERKUNG: Mit dem Ratsbericht Hubers haben wir einen ausführlichen, bedenkenswerten Kommentar zur grundsätzlichen und aktuellen Bedeutung des Verfassungs-Leitbildes „Würde des Menschen“ und seiner Beziehung zur Botschaft des Evangeliums.

ZITAT zum Thema Armut: „Gerade angesichts einer wachsenden Zahl armer Menschen wirkt die Aufforderung zu noch mehr Konsum geradezu zynisch und befördert den Eindruck eines Zwei-Klassen-Menschenbildes. Damit finden wir uns nicht ab: Es gehört zu Freiheit und Würde jedes Menschen, die Chance zu haben, durch sein eigenes Bemühen Arbeit und Bildung zu erlangen.“

2.3 Bibelarbeit von Frank Crüsemann: „Reiche und Arme begegnen sich“ (Sprüche 22,2)

BEMERKUNG: Mit dieser biblischen Betrachtung zu Armut und Reichtum ist das sozialgeschichtliche und zugleich hoch aktuelle Verständnis der Bibel unübersehbar und Aufsehen erregend eingebrochen in eine bisher vom Zeitgeschehen weitgehend abgehobene Bibelauslegung der offiziellen Kirche.

ZITAT: „Die Ströme des Reichtums von unten nach oben sind in vielen Fällen verfolgbar und heute oft offenkundiger denn je. Sie dürften nicht verdeckt bleiben können. Prophetische Kritik hat sie aufgewiesen, und die Kirche wird kein prophetisches Amt beanspruchen können, keine Kraft des Geistes, der die Gegenwart erhellt und die geschehende Geschichte offen legt, wenn dieser beharrliche Aufweis nicht dazu gehört. Die (im biblischen Armenrecht des 5. Buches Mose) rechtlich gesicherte Teilhabe am Segen, die

zugesicherte Gewissheit, dass der Segen allen gilt und alle Anspruch darauf haben – das ist das Gegenmodell zur Kluft (zwischen Arm und Reich), und das ist die biblische Möglichkeit, die Kluft zu überwinden.“

2.4 Uwe Becker: Armut und Reichtum – ein diakonischer Zwischenruf

BEMERKUNG: Aus der Sicht der diakonischen Mitarbeiter, welche die Situation der Betroffenen aus nächster Nähe miterleben, werden hier die Fehlwege in Politik und Kirche offen angesprochen, und endlich einmal deutlich „Ross und Reiter“ benannt.

ZITAT: „Hier (in der Denkschrift des Rates der EKD zur Armut in Deutschland, wo viel von der „Aktivierung der Armen“ die Rede ist) tritt ein .. für kirchliche und diakonische Verlautbarungen nicht ganz untypischer Fürsorge-Paternalismus zu Tage, der gleich mehrfach fragwürdig ist. Die Abschaffung der Arbeitslosenhilfe, die massive Reduzierung der Maximalbezugsdauer des Arbeitslosengeldes I und die fast vollständige Pauschalierung des Regelsatzes des Arbeitslosengeldes II sind mit verantwortlich für eine erschreckende Bilanz der Kinderarmut. Fatalerweise wird entgegen dieser Faktenlage – dass nämlich die strukturellen Defizite am Arbeitsmarkt entscheidend sind – die Erklärung der Misere bei den „Opfern“ selber gesucht. Auch das ist eine Form der Armut, nämlich der Verarmung der öffentlichen politischen Kultur in unserem Land. Gegen diese Art von Verarmung „Armutsbekämpfung“ durch faktenreiche Aufklärung zu betreiben, ist eines der schwersten diakonischen Projekte.“

2.5 Die Kundgebung „Gerechtigkeit erhöht ein Volk.“ Armut muss bekämpft werden – Reichtum verpflichtet

BEMERKUNG: Dadurch, dass jedem Abschnitt der „Kundgebung“ als Schlusserklärung der Synode ein weiterer Abschnitt mit der Überschrift „Konkret“ angefügt ist, erhält diese Erklärung die Qualität energischer, deutlicher Forderungen an die bundesdeutsche Politik, und reiht sich – endlich – ein in die große Zahl der Appelle anderer alternativer sozialer Bewegungen unseres Landes.

ZITAT: „Menschen vom gemeinsamen Leben auszuschließen und Teilhabe zu verweigern, ist Sünde vor Gott. Gott traut uns zu, unser Land gerecht zu gestalten und seinen Reichtum zum Wohle aller einzusetzen. In diesem Geist äußern wir uns zur Situation der Menschen in unserem Lande und erwarten, dass Armut bekämpft und Reichtum in die Pflicht genommen wird. In den Armen begegnet uns Christus. Reichtum verpflichtet. Reichtumsvermehrung darf jedoch nicht die Lebensgrundlagen und Teilhabechancen anderer gefährden. Reichtum muss dem Gemeinwohl heute und in Zukunft dienen.“

* Die Kundgebung ist im Internet abrufbar.

Siegfried Böhringer lebt in Nagold im Schwarzwald. Pfarrer im Ruhestand der Ev. Landeskirche Württemberg. Vorher Klinik-Seelsorger in Bad Wildbad. Mitglied des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands und von Kairos Europa. Seit langem aktiv im ökumenischen Prozeß für Friede, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung. Besonderer Schwerpunkt des Engagements: Der christlich-islamische Dialog.

REZENSIONEN

Reiner Bernstein: Von Gaza nach Genf. Die Genfer Friedensinitiative von Israelis und Palästinensern.

**Reiner Bernstein: (2006):
Von Gaza nach Genf. Die
Genfer Friedensinitiative
von Israelis und Palästinensen-
ern. Schwalbach/Ts. (Wo-
chenschau Verlag), 182
Seiten, 19,80 €.**

Von Roland Kaufhold

58 Jahre nach der Gründung des Staates Israel sind die Hoffnungen auf eine friedliche Lösung des Konfliktes gering. Die Enttäuschungen über das Scheitern der Verhandlungen von Oslo und Camp David sowie die wechselseitig sich verstärkende Spirale der Gewalt haben das abgründtiefe gegenseitige Misstrauen verstärkt. Dieser Prozess der Resignation ist nicht ohne Gegenbewegung geblieben. In den letzten Jahren hat es mehrere zivilgesellschaftliche Initiativen zwischen Israelis und Palästinensern gegeben, den *Kreislauf* der Gewalt zu durchbrechen.

Hierbei hat insbesondere die „Genfer Initiative“ (GI)

Friedens-Hoffnungen entstehen lassen: Im Dezember 2003 hatten namhafte israelische und palästinensische Persönlichkeiten in Genf der internationalen Öffentlichkeit einen umfassenden Friedensplan vorgestellt, der eine friedliche Regelung aller Konfliktfelder beschrieb. Er ist in Israel an alle Haushalte verteilt worden. Der hierzulande wohl prominenteste Befürworter der GI ist Avi Primor.

Aus der intimen Kenntnis der Thematik heraus hat der Nahostexperte Reiner Bernstein eine fundierte, theoretisch und sprachlich anspruchsvolle Analyse vorgelegt, in welcher er die Vorgeschichte sowie die Intention dieser Initiative vorstellt.

In den Kapiteln „Oslo, Camp David und die zweite Intifada“ sowie „Road Map“ werden mögliche Gründe für das Scheitern der bisherigen Friedensverhandlungen diskutiert. In „Ein Land der ideologischen Extreme“ wird aus historischer Perspektive ein Paradigmen-Wechsel inner-



halb beider Gesellschaften beschrieben – weg von geopolitischen und territorialen Forderungen hin zu religiös-fundamentalistischen Begründungen.

Im Kapitel „Genf: Zwei Staaten für zwei Völker“ werden die Hauptaussagen des Genfer Friedensentwurfs vorgestellt. Weiterhin wird der 43 Seiten umfassende Vertrags-

text erstmals auf Deutsch dokumentiert. Im abschließenden Kapitel „Vom Wind der Geschichte“ erinnert Bernstein an die vereinzelt Bemühungen auf beiden Seiten, sich ihre wechselseitige leidvolle Geschichte zu erzählen.

Die vorliegende Schrift ist ein wichtiger Beitrag zum Nahostkonflikt, dem interessierte Leser zu wünschen sind.

Verena Böhling: „A la franca“. Lebensrealitäten von Straßen- und Bandenkindern in Lima, Peru.

Verena Böhling: „A la franca“. Lebensrealitäten von Straßen- und Bandenkindern in Lima, Peru. IKO – Verlag für interkulturelle Kommunikation, Frankfurt am Main, 2006. 210 S.

Von Jürgen Schübelin

Die Zahl von Kindern und Jugendlichen, die auf der Straße leben, wächst weltweit – auch in Europa, auch in Deutschland. Je nach angelegtem Raster und verwendeter Definition sprechen Kinderrechtsorganisationen wie UNICEF von mittlerweile zwischen 100 und 200 Millionen betroffener Kinder. Besonders stark ausgeprägt ist das Phä-

nomen in Lateinamerika – und dort vor allem in den großen Städten. Der sozialwissenschaftlichen Forschung, in der Themen zu Kinderarmut und Kinderrechten ohnedies chronisch unterrepräsentiert sind, gelang es bislang nicht, mit der atemberaubenden Entwicklung des Problems und der mit ihr verbundenen Schwerpunktverschiebung bei der Fragestellung Schritt zu halten. Vor diesem Hintergrund verdient das aus einer eigenen Forschungsstudie hervorgegangene Buch der Berliner Sozialarbeiterin und Sozialwissenschaftlerin Verena Böhling eine besondere Aufmerksamkeit.

Untersucht wird mit den Mitteln eines ethnographischen Ansatzes und der teilnehmenden Beobachtung sowie mit Hilfe von über 100 Interviews die Lebensrealität von Kindern in der peruanischen Hauptstadt Lima, deren Lebensmittelpunkt die Straße ist. Verena Böhling unterscheidet dabei konsequent zwischen sogenannten *Strassenkindern* und solchen, die sich *Kinder- und Jugendbanden* angeschlossen haben – und ihre Zeit überwiegend auf der Straße verbringen. Sie vergleicht die beiden Gruppen miteinander, stellt die Biographien der betroffenen Kinder gegenüber und arbeitet wichtige Unterschiede heraus.

Entscheidend bei alledem ist die Binnensicht, das ausführliche Zu-Wort-Kommen der Kinder, ihre eigenen Erklärungen und ihr Blick auf die Straße als Sozialisationsraum, durch den sie die Welt und die Gesellschaft erleben, in dem sie Beziehungen aufbauen und *Überlebensstrategien* entwickeln. Zu diesen Überlebensstrategien gehört die Herausbildung einer Subkultur, mit eigenen Werten und Normen, Verhaltensweisen und Regeln – in vielen Fällen ganz geprägt durch Gewalterfahrungen und Demütigungen, traumatische Erlebnisse mit Erwachsenen wie Eltern, Verwandten, Lehrern, Wachleuten, Polizisten – oder

aber auch älteren Jugendlichen.

Die Autorin belegt in ihrer Untersuchung, dass – anders, als meist dargestellt – die Kinder „auf der Straße“ zum größten Teil keine Waisen sind, auch nicht von ihren Familien ausgesetzt oder verstoßen wurden, sondern in den allermeisten Fällen bewußt und willentlich selbst die Entscheidung gefasst haben, von zu Hause wegzugehen, auf der Straße zu leben oder sich einer Bande von Gleichaltrigen anzuschließen. Vorausgegangen sind allerdings, wie die Interviews mit den Kindern aus Lima eindringlich verdeutlichen, vielfach jahrelange Prozesse der Entfremdung in einem Kontext von Not und extremer Armut in den Hütten der „pueblos jóvenes“, des Armenviertel-Kordons von Lima, fragmentierte Familiensituationen, Vernachlässigung oder Schläge, Mißhandlungen, bis hin zum sexueller Mißbrauch.

Das naive Ansinnen, Strassenkindern dabei behilflich zu sein, „einfach zu ihren Familien zurück zu kehren“, greift, wie dieses Buch zeigt, deshalb in den allermeisten Fällen zu kurz.

Verena Böhlings Blick auf die Lebensrealität von Kindern, die auf der Straße leben, ist bei aller Empathie, bei allem Engagement, wohlthuend differenziert. Hier wird nichts

verklärt. Es geht der Autorin nicht darum, Klischees zu bedienen – etwa von hilflosen, verzweifelt um ihr Leben kämpfenden Straßenkindern – aber auch nicht das von kleinen, modernen Robin Hoods im urbanen Unterholz einer südamerikanischen Millionenstadt, die heroisch für sich und für andere sorgen.

Dieser (Ein)Blick ist so präzise, dass er streckenweise verstört und irritiert, etwa bei den Fragen zu den Sexualerfahrungen und Sexualbeziehungen – oder des Mädchen- und Frauenbildes der interviewten Jungen aus Limas Straßenbanden. In ihrer Welt und ihrer Lebenserfahrung gibt es keine Sexualität ohne Gewalt, keine Beziehung ohne Schmerzen, Brutalität und Macht. Doch gerade diese Passagen des Buches machen auf schockierende Weise deutlich, wie sehr diese Kinder und Heranwachsenden das sind, was die Strukturen der sie umgebenden lateinamerikanischen Stadtge-

sellschaft aus ihnen gemacht haben.

Doch „A la franca“ – frei übersetzt „Jetzt mal zur Sache!“ – ist vor allem eine Aufforderung an alle, die sich mit dem Thema „Kinder auf der Straße“ beschäftigen, endlich einmal genau zuzuhören, was die Kinder und Jugendlichen selbst zu sagen haben, ihre *Träume, Hoffnungen und Erwartungen*, eben doch irgendwie einen Ausstieg zu finden – einen Weg zurück – „zur Schule zu gehen, einen Beruf zu erlernen, Arbeit zu erhalten, zur Kenntnis zu nehmen: „Das kann doch nicht Alles im Leben sein!“, sagt einer Jungen im Gespräch mit der Autorin im Blick auf seine bisherige Biographie auf der Straße. Verena Böhlings Interviewpartner – und das ist möglicherweise die wichtigste Schlussfolgerung aus der Lektüre dieses wichtigen Buches – wollen nicht bemitleidet, sondern respektiert, ernst genommen werden.

LESERBRIEF

Feindesliebe während des Krieges Rede eines Vaters für seinen Sohn zur Hochzeit

*Griß Gott, Herr Reinhard Gaede! Als Abonnent der Neuen Wege habe ich Ihre Predigtgedanken NW 11/2005 – CuS 4/2005 gelesen und bin sehr beeindruckt von Ihren vielen guten Gedanken – Zu diesem Thema „Feindesliebe“ möchte ich Ihnen mein gewaltiges Erlebnis, das ich als knapp 13jähriger hatte, übermitteln. NB. Ich bin Jg. 1932 (mein Vater Jg. 1885). Das Ganze geschah in Buchloe (Schwaben, sc. „Tor zum Allgäu“). Ich wohne seit 1955 in Stäta, Schweiz. Dieses „mein Erlebnis“ habe ich meinem ältesten Sohn Rupert an seinem Hochzeitstag gewidmet als Andenken an seinen Großvater. Mit freundlichen Grüßen
Ihr Alfons Eschenlohr*

Wir alle sind wie Glieder einer Kette: die vor uns waren, wir in der Gegenwart und die nach uns kommen. Und von einem solchen Glied, das vorbildhaft das Jesuswort „Was ihr einem der Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan“ lebendig durch die Tat werden ließ, soll hier erzählt werden.

Es war das Jahr 1945. Kriegsende – auch für einen Marktflecken in Bayern. An diesem schönen Frühlings-

morgen fuhren amerikanische Panzerspitzen durch den Ort. Am späteren Vormittag saß ein 13-Jähriger mit seinem Vater in einer bescheidenen Wohnküche eines

Mietshauses. Plötzlich war Lärm vor der ebenerdigen Wohnungstür zu hören, und die Tür zur Küche wurde aufgestoßen. Was sich nun abspielte, hat sich im Herzen und Gedächtnis des 13-Jährigen unauslöschlich eingepägt: Etwa acht unrasierte, in gestreifte Sträflingskleider gehüllte Männer strömten in den Raum, stürzten sich auf den am Tisch sitzenden Mann, umarmten ihn, drückten ihn und weinten Tränen der Freude und Dankbarkeit. Nach dem ersten explosionsartigen Gefühlsausbruch überhäuften sie den überraschten Mann mit Geschenken: den ersten Zigaretten und der ersten Schokolade, die sie von den Amerikanern erhalten hatten und seit Jahren entbehren mussten.

Das ist eigentlich das Ende der Geschichte. Aber da musste doch noch ein Anfang sein, der diese gewaltige Lawine der Gefühle ins Rollen gebracht hatte. Bei nächst be-



ster Gelegenheit befragte der Sohn den Vater über das vorher Gewesene. In schlichten, sparsamen Worten erfuhr der Sohn dieses:

Der Vater war seit 1939 im Krieg; zuerst im Polen-Feldzug, wurde dann 1943 entlassen und war seither Gefangenwärter bei französischen politischen Gefangenen in einem Lager in der Nähe des Bahnhofes. Diese Gefangenen mussten mit einem Arbeiterzug auf die freie Strecke gefahren werden zum Krampen (für Unerfahrene: Arbeit mit dem Pickel, die Schottersteine unter die Geleiseschwellen schlagen). „Bub“, sagte der Vater, „ich war im Ersten Weltkrieg in Russland und im Zweiten in Polen. Ich weiß, was es heißt, in der Fremde zu leben und erst noch als Gefangener. Ich handelte nur mitmenschlich. Wenn ich mit meinen Leuten zur Arbeit fuhr, stand ich nicht im umgitterten Wärterabteil mit aufgepflanztem Bajonett – wie es Vorschrift war –, sondern warf meinen Karabiner ins

Gepäcknetz im Gefangenenabteil, setzte mich zu ihnen und teilte mit ihnen mein Brot, einmal mehr, einmal weniger, je nach dem wie viel zu Hause entbehrlich war.“

Nachbemerkung: Dass diese Mitmenschlichkeit, wenn sie ans Tageslicht (sprich zu parteitreuen Personen) gedrungen wäre, sehr schlimme Folgen hätte nach sich ziehen können, verschwieg der Vater dem Sohn, ebenso wie dieses, dass er nicht Überfluss verteilt, sondern buchstäblich sein karges Brot geteilt hatte.

Dieser Mann war Ruperts Großvater.

So möchte ich dem jungen Paar die wunderbaren Worte des Apostels Paulus aus dem 1. Korintherbrief, Kap. 13 (Das Hohelied der Liebe) sehr empfehlen, damit Liebe nicht nur in der Zweisamkeit blüht, sondern sich verströmt, wo immer Menschen unsere Liebe brauchen, damit sie den Glauben an Gottes Liebe nicht verlieren.

BUNDESNACHRICHTEN

Glückwünsche zum 80. Geburtstag

Lieber Herr Dr. Eppler!
Zu Ihrem 80. Geburtstag am 8. Dezember 2006 möchten wir Ihnen herzlich gratulieren und Ihnen Gottes Segen wünschen fürs neue Lebensjahrzehnt. Presseberichte verraten uns, dass Sie einen sehr lebhaften Ruhestand haben, indem sie viel lesen, schreiben und reisen. Wir wünschen Ihnen, dass Ihnen noch viele Jahre Kräfte für solche Aktivitäten erhalten bleiben.

Der Blick in Ihre Biographie erinnert uns an all die Zeiten, in denen Sie uns begleitet haben, über die Medien wahrnehmbar: Seit 1961 als Mitglied des Bundestages, als Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, im Bundesvorstand der SPD, als Landesvorsitzender der SPD Baden-Württemberg, als Präsidiums-Mitglied der SPD mit Vorsitz in Grundwerte- und Programm-Kommissionen, als Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentags.

Besonders nahe sind Sie uns gewesen in Ihrem Engagement für die Armen der Einen Welt, als Teilnehmer bei Friedens-Demonstrationen im Widerspruch gegen atomare Aufrüstung und Golf-Kriege,

im Engagement für Umweltschutz, als Kirchentags-Präsident.

In der Ausgabe CuS 1/1982 findet man Sie als Referenten bei unserer Tagung „Basisorientierter Sozialismus gestern und heute“ in Haus Lerbach, Bergisch Gladbach. Damals sprachen Sie von einem „demokratisch-sozialistischen Subsidiaritätsprinzip“, das die Grund-Bedürfnisse für alle möglichst egalitär gesamtgesellschaftlich sichert. Darüber hinaus sollte gesetzlich gesicherter finanzieller Spielraum sein für viele Initiativen zur Ausprägung von Lebensqualität. Produktions-Genossenschaften und alternative Dienstleistungen wären zu fördern. In CuS 1/1985 konnten wir Ihren Vortrag vor dem Bund der österreichischen Religiösen Sozialisten in Linz lesen. Sie kritisierten die Wachstums-Ideologie und forderten ein Wachstum, das die Umwelt schont, die Arbeitslosigkeit vermindert, die Dritte Welt partnerschaftsfähig macht und die Lebensqualität verbessert, eine Kooperation von Ökonomie und Ökologie, ein Bündnis zwischen Arbeiterbewegung und neuen sozialen Bewegungen.



Ihr Vortrag in Bad Boll ging von einem Wort Christoph Blumhardts aus: „Jetzt ist Frömmigkeit nicht mehr die Hauptsache, sondern Menschenliebe ... Gott ist jetzt bei den Elenden, den Armen, den Unterdrückten. Dort suche auch du ihn.“ Und gegen neoliberale Kampagnen, die Politik durch den Markt zu ersetzen, forderten Sie die Stärkung der Demokratie und der Zivil-Gesellschaft mit ihren Grund-Bedürfnissen nach Gerechtigkeit und Sicherheit (CuS 1/200). „Wo stehen die Kirchen politisch?“ haben Sie

gefragt (CuS 2/2003) und festgestellt: Die Demokratie-Denkschrift der EKD kam 60 Jahre zu spät. Erfreulich ist der Seitenwechsel. Nicht mehr von rechts, sondern jetzt meist von links ermahnen die Kirchen die Politik. Hoffentlich bleibt das so?!

Für Ihre Treue zum demokratischen Sozialismus und die Begleitung der ReSos als Autor und Leser von CuS danken wir herzlich.

*Für den Vorstand des BRSD
Reinhard Gaede*

31. Kirchentag in Köln 6.–10. Juni 2007

Lebendig und kräftig und schärfer“ ist das Motto des Kirchentages. Auch der BRSD ist angemeldet, mit einem Stand auf dem Markt der Möglichkeiten wieder dabei zu sein. Die Gruppe Thomas Müntzer

Franken/Thüringen des BRSD möchte über den „roten Pfarrer von Köln“ Georg Fritze (1874-1939) informieren. Herzliche Einladung zum Besuch und zur Mitarbeit, Anmeldung im Bundessekretariat.



Fotonachweis

S. 8: *Marc Chagall: Die gelbe Kreuzigung, 1943, Titelbild, Gott hat sein Volk nicht verstoßen. Hauptvorlage 1999, Evangelische Kirche von Westfalen, Hg. Landeskirchenamt Altstädter Kirchplatz 5, 33602 Bielefeld*

S. 13: *Ulrich Peter, Photo privat*

S. 20: *Werner Licharz, Photo: privat*

S. 25: *Christina Whitelaw, Photo Rabe, Gelsenkirchen*

S. 30: *Abrahams-Herberge, Photo: Peter H. Burgholt*

S. 32: *Abrahams-Herberge, Photo: Peter H. Burgholt*

S. 33: *Jadallah Shihadeh, Photo: Peter H. Burgholt*

S. 34: *Clemens Ronnefeldt mit Uri Avnery in Beil'in, Demonstration gegen Grenzzaun, Photo: privat*

S. 36: *Checkpoint Bethlehem, Photo: C. Ronnefeldt*

S. 37: *Hebron, Photo: C. Ronnefeldt*

S. 38: *Checkpoint Bethlehem, Photo: C. Ronnefeldt*

Autorinnen und Autoren

Siegfried Böhringer, Pfarrer i.R.

Rötenbachweg 50/1, 72202 Nagold

Alfons Eschenlohr

Chaptwiese 12, CH-8712 Stäta

Prof. Dr. Ernst-Ulrich Huster

Steinstr. 33, 35415 Pohlheim

Dr. Roland Kaufhold

Sülzgürtel 96, 50937 Köln

Prof. Dr. Werner Licharz

Taunusstr.11d, 65760 Eschborn-Niederhöchstadt

Dr. Ulrich Peter

Trautenastr. 12/I, 10717 Berlin

Clemens Ronnefeldt

A.-v.-Humboldtweg 8a, 85354 Freising

Jürgen Schübelin

Hansegracht 11, 47051 Duisburg

Jadallah Shihadeh, Pfarrer

The Evangelical Lutheran Church of the Reformation, P.O. Box 11, Beit Jala, PA via Israel

Christina Whitelaw

Auf der Heide 4, 32257 Bünde

Mitarbeit: CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen. **Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte, auch mit Bildern.** (Allerdings können wir dafür nicht haften.) Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für LeserInnenbriefe. Wer regelmäßig geistesverwandte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

Artikel: Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir nur in Ausnahmen Zeit für das Eingeben von Manuskripten. Wir bitten, uns Texte folgendermaßen zuzusenden:

- **Texte** in einem der PC-/Mac-üblichen Formate (RTF, TXT oder DOC) auf CD, Diskette oder per E-Mail.
- **Bilder** bitte digital als JPG-, TIFF-, EPS- oder PDF-Format mit mindestens 300 dpi Auflösung. Keine (!) Internetbilder, da sie nicht den Anforderungen des Offsetdruckes entsprechen. Im Notfall als scanfähiges Foto per Post.

Adresse: cus@brsd.de oder reinhardgaede@gmx.de, bzw. Reinhard Gaede, Wiesestr. 65, 32052 Herford.

Sprache: Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt.

Endredaktion: Über einen Abdruck entscheiden die MitarbeiterInnen der Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

CuS. Christ und Sozialist. Christin und Sozialistin. Kreuz und Rose

Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V./www.BRSD.de

Erscheint seit 1948 (vorher gab es bis zur Unterdrückung durch den Hitler-Faschismus: Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes 1924–1933, Zeitschrift für Religion und Sozialismus 1929–1933 und Das Rote Blatt der Katholischen Sozialisten 1930–1933).

CuS ist die Vierteljahres-Zeitschrift der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten, ist damit die einzige Zeitschrift in Deutschland, die die „edlen Worte“ (H. Gollwitzer) Christentum und Sozialismus gemeinsam im Titel führt und Symbole des Christentums und Sozialismus zugleich zeigt.

Zu aktuellen Fragen unserer Gesellschaft sucht sie Antworten aus christlicher Sicht und ist zugleich bereit für den interreligiösen Dialog, besonders mit Judentum und Islam.

In der Vergangenheit hat sich Theologie und politisches Handeln der religiösen Sozialisten bewährt im Widerstand gegen Nationalismus, Militarismus und Faschismus und im Streit für mehr Gerechtigkeit und Frieden in der Welt. Viele Anregungen der religiösen Sozialisten und Sozialistinnen sind in der Ökumene und in gesellschaftlichen Initiativen aufgenommen worden, dennoch müssen sie fortgeschrieben werden.

CuS wird getragen von einer kleinen, aber lebendigen Schar von Christinnen und Christen, die darauf achten, dass biblische, theologische Impulse sich durchsetzen: Parteinahme für die Armen, Unterdrückten und an den Rand Gedrängten, Bewahrung der bedrohten Schöpfung, Veränderung der Gesellschaft. Dem christlichen Gebot der Nächstenliebe folgend, in der Hoffnung auf Gottes kommendes Reich, in dem „Gerechtigkeit wohnt“ (2.Petr. 3, 13), suchen wir nach sozialistischen Konzeptionen, in denen gegenseitige geschwisterliche Hilfe und Möglichkeiten der Selbstentfaltung des Einzelnen – als Bedingung der Selbstentfaltung aller – Leitlinien sind. Der Weiterentwicklung des Modells der Genossenschaften gehört unsere Aufmerksamkeit. Unser Ziel ist die solidarische Gesellschaft, in der die Menschen im Mittelpunkt stehen. Richtschnur unserer gesellschaftlichen Praxis ist das Evangelium und das verheißene Reich Gottes.

Abonnements:

Per Post:

BRSD-Sekretariat Michael Bschorr
Bobes Feld 14 · 33818 Leopoldshöhe

Per Fax:

Fax 05202/884 884

Per E-Mail:

mib@brsd.de

Bezugspreise (inkl. Versand):

Inland 20 € pro Jahr · Ausland 23 € pro Jahr
Förderabo 25 € oder mehr

Bitte überweisen Sie den Betrag jeweils
zum Jahresbeginn an den BRSD e.V.

KD-Bank · BLZ 350 601 90 · Kt-Nr. 2119 457 010

Internationale Überweisungen:

IBAN DE 15350601902119457010

BIC GENODED1DKD

Kündigungen werden zum Jahresende wirksam